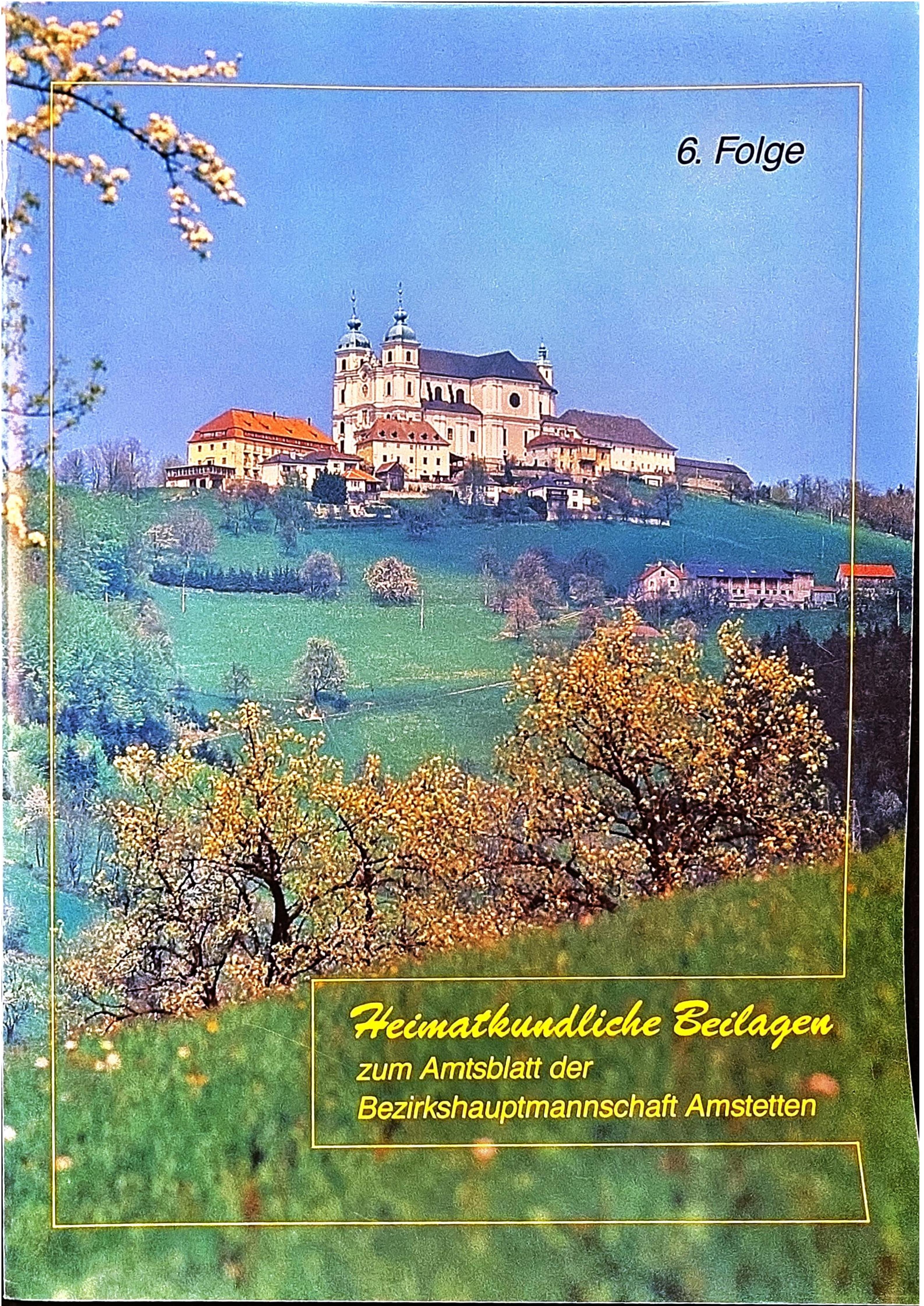
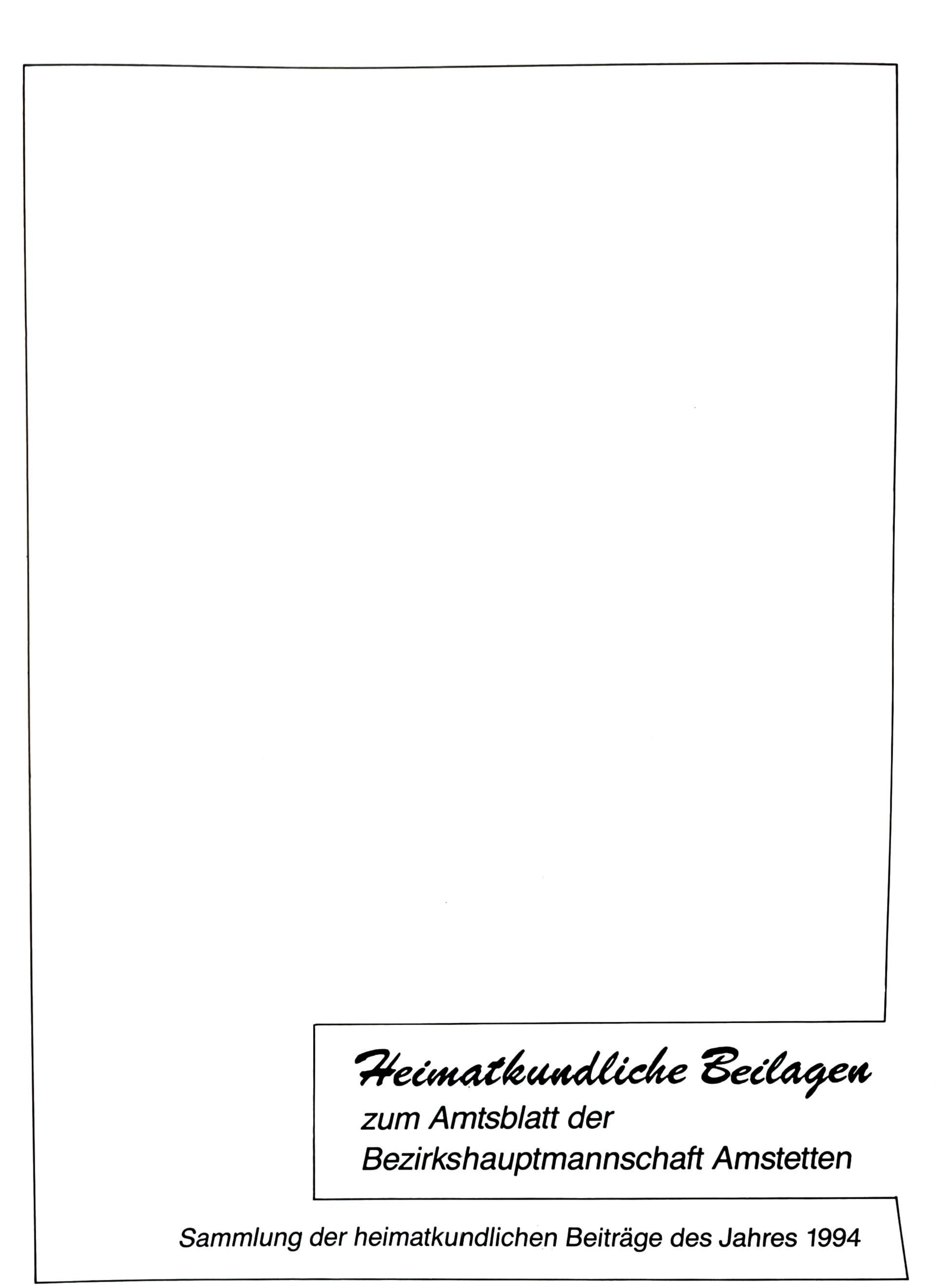


6. Folge

Heimatkundliche Beilagen

zum Amtsblatt der
Bezirkshauptmannschaft Amstetten



Heimatkundliche Beilagen

zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Amstetten

Sammlung der heimatkundlichen Beiträge des Jahres 1994

Medieninhaber und Verleger: Bezirkshauptmannschaft Amstetten, Preinsbacherstraße 11. — Für den Inhalt verantwortlich: Bürodirektor Paul Kowarsch, 3300 Amstetten, Preinsbacherstraße 11. — Druck: Druckerei Queiser Ges.m.b.H., 3300 Amstetten, Waidhofner Straße 48. Erscheinungsort und Verlagspostamt 3300 Amstetten, Niederösterreich. Foto Titelseite Hinterndorfer.

INHALTSVERZEICHNIS

Rede von HL Josef Penzendorfer über »Geistige Dorferneuerung«

gehalten anläßlich der Vernissage zur Hobbykünstlerausstellung am 6. 11. 1993 in Wolfsbach (gekürzt):

»Blumen sind die schönsten Hieroglyphen der Natur, mit denen sie uns andeutet, wie lieb sie uns hat!« Zitat Goethe. Wir leben heute in einem Dilemma — Bewahren oder Erneuern?

Eine Entscheidung wird uns jetzt abverlangt, wir können, wollen und dürfen sie nicht mehr aufschieben! Entscheiden wir uns doch für das Schöne, Liebenswerte, entscheiden wir uns doch für unser Dorf! Vom Dorf zu reden, für das Dorf etwas zu tun, sich für das Dorf zu interessieren ist eine Aufgabe, die uns alle angeht. Ich möchte Ihnen nun einige Gedanken zum Dorf, einige Leitbilder, vielleicht auch Illusionen zum Leben im Dorfe aufzeigen und sehe dies als bescheidenen Beitrag zur Schaffung einer geistig-kulturellen Bewegung, die zu einem neuen Bewußtsein für unseren Lebensraum und unser Umfeld führt. Ich möchte sprechen über »Geistige Dorferneuerung«.

Wagen wir vorerst einen Blick in die Geschichte; was lehrt uns die Historie, inwieweit hat manches für uns heute noch Gültigkeit? Das herkömmliche Dorf war ein Bauerndorf, ein funktionelles Gefüge aus Menschen, die abhängig von Flur, Tierhaltung und Heimproduktion in der Generationsfolge ihre Existenz absichern mußten. Das Dorf hatte weitreichende Funktionen zu erfüllen. Einerseits bot es Schutz vor der Bedrohung durch Raubtiere und vor dem Eindringen von Räubern, andererseits konnte man sich gemeinsam auch besser gegen feindliche Umwelteinflüsse, zum Beispiel rauhe Witterung, wehren. Die Arbeit wurde von der Familie mit Hilfe der Nachbarschaft und der Genossenschaften bewältigt, und ein Minimum an gemeinnützigen Einrichtungen sicherte auch schon damals die Lebensgrundlage des Dorfes.

Zwischen dem 6. und 8. Jahrhundert war das Dorf eine selbstverwaltete Wohn-, Lebens- und Kulturgemeinschaft. Auch der frühmittelalterliche Grundherr gehörte mit seinem eigenen Bauernhof zu dieser Dorfgemeinschaft. Später wurde das Dorf zum unfreien Untertanendorf. Robot und andere Abgaben waren an die Grundherrschaft zu leisten. Die Dorfbewohner wurden endgültig in das gesellschaftliche und zivilisatorische Abseits gedrängt, sie arbeiteten für das Wohl der Herrschaft. Die traditionelle Werthaltung, die keine Neuerung zuließ, wurde bewußt von oben gefördert, um den Machtapparat zu stützen. Die Dorfbevölkerung war unter Maria Theresia und Joseph II. von Beamten der absoluten Staatsmacht zusammen mit dem Vieh »beschrieben« und registriert, wenngleich damals doch schon viel für die Bauernschaft getan wurde. Erst das Revolutionsjahr 1848 brachte den Bauern die Befreiung aus der Untertänigkeit, doch zerfiel dabei das Dorf der Nachbar- und Genossenschaften.

Unter den Hammerschlägen des technischen Fortschrittes wurde allmählich nicht nur die Entwicklung von Industrie geschmiedet, sondern auch die Pflugschar zur landwirtschaftlichen Großmaschine. Der Bauer, der noch im 19. Jahrhundert zur größten sozialen Klasse zählte und sogar in Werken von Dichtern und Künstlern verewigt wurde, ist heute in der westlichen Hemisphäre nur noch ein kleines Rad in der Produktionsmaschinerie oder bisweilen auch Witzfigur im Musikantenstadl. Gerne wird vergessen, daß ohne dieses kleine Rad alle Räder der Wohlstandsgesellschaft stillstehen würden.

Das Dorf und auch das Landschaftsbild haben sich geändert, das Bauerndorf existiert bei uns nicht mehr. Wie sieht also unser Dorf von heute aus — und was von besonderer Bedeutung ist:

Wie denken wir darüber?

»Der Mensch wird zu dem, was er denkt«, lehrt ein Meister des alten Mönchtums. Es ist folglich nicht gleichgültig, welchen Träumereien wir nachhängen, was wir uns ausphantasieren und was wir uns im Geiste ständig einreden über unser Dorf.

Jede und jeder hat bestimmte Bilder und Vorstellungen eines oder seines Dorfes im Kopf. Es gibt keine neutrale Einstellung zum Dorf. Wer über das Dorf redet ist fasziniert von der Naturverbundenheit und vom Schollengeruch oder eben beeinflußt von den Vorstellungen eines zurückgebliebenen Siedlungsgebietes. Da heute Stadt und Land einander so nahe gekommen sind, fällt es oft schwer, Unterschiede in der Lebens- und Denkweise festzustellen. Die Lebensformen gehen ineinander über. Pendler fahren weite Strecken vom Dorf in die Stadt, Städter wandern in die ländlichen Erholungsräume aus. Dieses neue Ineinander hat die alten Denkmuster und Bilder völlig aufgelöst. Oft setzt die Stadt die Maßstäbe, und das Dorf versucht den Wettlauf mit der Stadt aufzunehmen. Mit Entwicklung und Fortschritt wurde leider auch auf dem Lande oftmals nur ein »Größer«, ein »Stärker«, ein »Höher« und ein »Breiter« verbunden. Heute versucht man dieser Entwicklung wieder gegenzusteuern. Da — wie vorhin erwähnt — jede Erneuerung immer vom Kopf geprägt und im Geiste vorbereitet wird, bedarf es also eines Umdenkprozesses auf breiter Basis auch hier. An den Stadtplanern sollten wir uns jedenfalls nicht orientieren; Dorferneuerung bedeutet aber auch nicht, irgenwelche besondere Qualitäten des Landlebens anzupreisen, die verlorengegangen sind oder verlorenzugehen drohen. Dorferneuerung will einfach den Lebensraum der Menschen so gestalten, daß sich Leben entwickeln kann, daß Lebensbedingungen verbessert werden. Das Dorf benötigt daher Hilfe und Impulse für die Landwirtschaft und den handwerklichen Bereich, das Dorf muß Heimat für Gastwirte, Kaufleute und Handwerker bleiben können, damit ein Ort nicht zu einer reinen Schlafsiedlung verkümmert. Diese neue Meinungsbildung muß aber bewußt gesteuert werden, daher braucht Dorferneuerung mit Sicherheit Vordenker. Vordenker waren oder sind oft Pfarrherrn, Bürgermeister, Vereinsobmänner, Lehrer oder auch — Querdenker. Jedermann kann Vordenker sein! Die Schule war und ist bis heute der geistige Rückhalt einer Gemeinde und eines Ortes. Allen Erziehern und auch Politikern obliegt eine wahrlich verantwortungsvolle Aufgabe, was Integration vor allem junger Menschen ins Dorfleben und die diesbezügliche Meinungsbildung betrifft. Vordenker führen künftige Generationen ins Dorfleben ein. Bleiben wir einmal bei den Erziehungsstätten.

Die Familie ist die Keimzelle jeglicher Erneuerung; gerade in der Familie stecken ungeheure Kräfte des Aufbaus, des Zusammenhaltens und der Formung des menschlichen Zusammenlebens für die Zukunft.

Schon im Kindergarten lernt das Kleinkind erstmals spielerisch in der Gruppe zu teilen, zusammenzuhalten und auch zurückzustehen. In der Volksschule zeigt sich, ob es gelungen ist, sowohl zu Hause wie auch im Kindergarten Bewußtsein für das schöne, lebenswerte Dorf zu schaffen, das unsere Umwelt schützt, alte Gebäude erhält und unberührte Natur beläßt.

In der schwierigen Phase d[illegible]n, in der das Suchen, das Ausbrechen, das [illegible]innt, ist es besonders wichtig, daß das Dorf [illegible], sei es bei Vereinigungen wie der Feuerwehr [illegible] Sport und Theater, Tanz und Musikgruppen oder [illegible].

Ist man einmal erwachsen, geht es um Existenzaufbau, berufliche Weiterentwicklung, Vorwärtsstreben und irgendwann auch um die Frage: Wofür das alles? — Spätestens jetzt müßte der Zeitpunkt für jene gekommen sein, die bisher nur vom Selbstbedienungsladen unseres Dorfes, der Gemeinde und der »Gemeinschaft«, konsumiert und auch gefordert haben, selbst zu geben und für dieses Dorf etwas zu leisten. Denn der private Lebensraum endet nicht am Gartenzaun! Ob in der Ortsbildgestaltung, im Umweltschutz, im kulturellen Leben, im sozialen Engagement oder in der Wirtschaft, jeder Beitrag ist wichtig und ein bedeutendes Mosaiksteinchen für das Dorfbild.

Über die Weisheit des Alters wurde früher viel geredet. Die Dorfgemeinschaft ist aufgerufen, diese Weisheit zu nützen, die Vergangenheit in Wort und Bild mit den Zeitzeugen aufzuarbeiten, um sie für die nächsten Generationen zu erhalten.

Kaum etwas fördert die Identifikation der Dorfbewohner mehr als die gemeinsame Spurensicherung in Richtung Vergangenheit. Ist ein Dorf nun einmal auf der Suche nach seiner Vergangenheit, so trägt dies ungemein viel zur Identitätsfindung bei, wird doch die Motivation zur Wiederbelebung des Dorflebens zu einem beträchtlichen Teil aus der Beschäftigung mit der Geschichte des Dorfes geschöpft. Selbst jeder Grabstein, jede Grabtafel im Friedhof dokumentiert wie eine Seite einer Ortschronik die Vergangenheit des Dorfes. Auch ein Friedhof hat große Bedeutung für die Selbstfindung einer Dorfgemeinschaft. Sterben gehört auch zum Leben im Dorf; im Heimatdorf begraben werden wollen, das zeugt von Beziehung zum Dorf.

Dorferneuerung braucht auch Erinnerungen!

Für die Dorferneuerung und auch für die Kirche im Dorf ist wichtig, daß man jene Wurzeln wieder freilegt, jene Bilder und Erinnerungen wiederfindet, die Ausgangspunkt für erneuernde Prozesse werden können. Manche Prozessionen und Flurumgänge, wie die Bittprozession, die es ja heute noch als Liturgie gibt, waren eine gemeinschaftliche Reaktion auf prägende Erfahrungen, wie die Zerstörung der landwirtschaftlichen Flächen durch Unwetter und Heimsuchung durch Krankheit oder Feuersbrunst. Gerade diese Prozessionen bringen einen unmittelbaren Kontakt mit der zerstörten Schöpfung und führen zu einer großen Betroffenheit. Sie sind mehr als Folklore, wichtig ist die vernünftige und einsehbare Erinnerung an das, was hier geschieht, und die entsprechende Deutung dessen, was gefeiert wird.

Immer mehr meinen, mit der Zeit und ihren wechselnden Trends mithalten zu müssen. So gibt es kaum noch originelle Brauchtumsfeiern oder andere traditionelle Veranstaltungen. Tradition ist bekanntlich Bewahrung des Feuers, nicht Anbetung der Asche. Selbst Dorffeste sind austauschbar geworden und erinnern mehr an Fernsehsendungen mit den dort üblichen Stars denn an eigenständige Unternehmungen. Siedler- oder auch Dorffeste dokumentieren trotz alledem etwas von dieser neuen, gefragten Gesinnung, sofern in Zusammenarbeit aller Vereinigungen eines Ortes gemeinsam gefeiert wird.

Dorferneuerung ist ein Programm innerer Erneuerung!

Alle sind zur konstruktiven Mitarbeit und Mitgestaltung eingeladen! Wir sollten nicht sagen, wir müssen uns mit der Dorferneuerung auseinandersetzen, sondern wir müssen uns zusammensetzen, Visionen entwickeln, ohne von vornherein Bisheriges abzuqualifizieren. Im Zuge einer für jedes Dorf maßgeschneiderten Dorferneuerungsbewegung sollen die Bewohner motiviert werden, an allen Veränderungen oder Bewahrungen aktiv mitzuwirken. Nur durch Kreativität, Phantasie, Eigeninitiative und selbstverantwortliches Handeln aller Bewohner eines Dorfes lassen sich Alternativen für eine lebenswerte Zukunft erarbeiten. Es geht um soziale, wirtschaftliche und vor allem kulturelle Vitalisierung, es gilt neue Möglichkeiten zu entfalten, Möglichkeiten, die unserem Zeitgeist entsprechen, dabei aber unser Dorf als gewachsenen, gesunden Lebensraum bestehen lassen, ja nicht nur bestehen lassen, sondern ihn lebens- und liebenswert machen. Und dies alles soll für den ständig hier Lebenden genauso beglückend sein wie für den Gast. Wer einem Fremden seine Heimat zeigt, wird selber dabei so manche Schönheit entdecken und vieles plötzlich in ganz neuen Zusammenhängen sehen. Dorferneuerer brauchen einen Vorrat an Visionen, den Mut Bisheriges aufzugeben und der Routine zu widerstehen, wobei Umgestaltung freilich auch kritische Verhältnisse und vielleicht sogar konfliktreiche Überforderung schafft. Das Leben in der Dorfgemeinschaft wird aber nicht nur an den schönen, nostalgisch angefärbelten Hausfassaden, an baulichen Maßnahmen, am Blumenschmuck, am kulturellen Leben, an der Verantwortung gegenüber der Natur gemessen, sondern wesentlich auch daran, wie sich das Dorf den Schwächsten gegenüber verhält: zu den Kindern, Behinderten, den Kranken, hilfsbedürftigen und alten Bewohnern. Wir dürfen die leisen Stimmen jener Gruppen im Trubel unserer Zeit nicht überhören. Dann erst lebt ein Dorf, eine Gemeinschaft! Dorferneuerung schließt auch ein, was man nicht mehr aussprechen kann, was man erfühlen muß!

»Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern, wo man verstanden wird!« formuliert Christian Morgenstern. Eines aber ist auch sicher: Ohne Kultur existiert keine Dorferneuerung!

Viele Kulturwissenschaftler betrachten den kulturellen Aspekt im Lichte der angestrebten Identitätsfindung in einem Europa der Regionen als das Schicksalsthema für den ländlichen Raum. Kultur ist nicht nur die Dekoration und Veredelung, ist nicht der feiertägliche schöne Schein. Kultur bezieht sich auch darauf, wie der Mensch lebt und arbeitet. Kultur ist auch, wie wir leben »wollen«. Kultur ist demnach die Orientierung über das, was uns wichtig und lebenswert ist und wofür wir unsere Kräfte einsetzen wollen. Kultur wird sichtbar in erster Linie in der Vereinsarbeit; sie soll in all ihren Facetten niemals Selbstzweck sein, sondern Gebrauchswert bekommen, über alleinige Vereinsinteressen hinausgehenden Gebrauchswert. Ein funktionierender Kulturbetrieb ist nämlich ein wesentlicher Beitrag zur Wiederfindung jener zum Teil verlorenen Identität, die schon angesprochen worden ist. Wie wenig an Dorfkultur wäre nur übrig ohne die Aktivitäten der Vereine? Jeder Verein fügt wohl seine Steinchen in das Dorfmosaik!

Wir alle wollen doch die Zukunft mitgestalten!

Es gilt, das Dorf als überschaubaren Lebensraum zu erhalten, alte, zum Teil in Vergessenheit geratene Werte wieder zu stärken, auch wenn die Einflüsse von außen weiterhin zunehmen und das vorhandene Sozialgefüge beeinträchtigen. Das heißt aber auch, daß wir neue Pflichten auf uns nehmen und dazulernen müssen, daß wir Menschen Gelegenheit zur persönlichen Entfaltung geben und auch Fremden die Möglichkeit der Integration bieten. Dies alles soll unter der Berücksichtigung der traditionellen Werte und notwendigen Norm des Dorfes geschehen. Dorferneuerung muß ansetzen und Impulse geben in Familie, Schule, Kirche, Vereinsleben und Gemeinde. Unsere Zukunft soll weitgehend im autonomen Dorf liegen! Dorferneuerung kann eine Motivation der Bevölkerung bewirken, nämlich ihren persönlichen Arbeitsein-

satz, aber auch ihre Handlungsweise vermehrt im Sinne des öffentlichen Interesses zu sehen. Sie initiiert Mitarbeit bei Veranstaltungen, in der Landschaftspflege oder eben in anderen Bereichen. Die Wichtigkeit des ländlichen Raumes ist uns doch allen bewußt, erhalten und verbessern wir uns diesen also!

Dorferneuerung paßt in kein Schema. Wir brauchen ein für jeden Ort maßgeschneidertes Modell, keine billige Nachahmung schon vorhandener Denkmuster. Jedes Dorf ist einzigartig, unverwechselbar, unwiederholbar. Und diese Einzigartigkeit gilt es zu verstehen, zu respektieren und behutsam wachsen zu lassen. Lassen wir die innere Aufgabe unseres Dorfes äußerlich sichtbar werden! Im gemeinsamen Tun der verschiedenen örtlichen Gruppierungen scheint der rechte Weg zu liegen, denn es ist besser, wenn zehn gemeinsam einen Schritt tun, als wenn einer zehn Schritte tut.

Entscheiden wir gemeinsam — nach erfolgter Diskussion, arbeiten wir gemeinsam — zum Wohle unseres Ortes und seiner Bevölkerung, feiern wir gemeinsam, wenn etwas gut gelungen ist!

Bei allem Ernst sollte aber das gemeinsame Bemühen um den ländlichen Raum, um den Heimatort niemals verkrampft und verbohrt betrieben werden. Freude am Leben, Humor und gemeinsame Feste gestalten selbst die gemeinsamen Sorgen zu einem bewältigbaren Erlebnis. Bei dieser Arbeit wird uns hoffentlich bewußt, daß die Zukunft kein unabänderliches Schicksal ist, sondern eine Chance. Folgende Worte von Konfuzius sollten uns dabei Richtschnur sein: »Es ist besser, ein kleines Lämpchen anzuzünden, als immer über die Dunkelheit zu klagen!«

Man kann sich in diesem Zusammenhang auch jenes geflügelten Wortes bedienen, das da lautet: »Es gibt nichts Gutes, außer man tut es!«

Ist wirklich alles nur eine Vision, unser Dorf von morgen? Mein Bekenntnis zum Dorf: Es ist mir bewußt, daß der Weg von der Vision zur Realität lang und steinig ist. Doch wer keinen Mut zum Träumen hat, wird die Kraft zum Handeln nicht aufbringen. Unser Optimismus soll uns zu Flüssen und Strömen von Kraft und Zukunftsvertrauen vereinigen und geistige Energie für unsere Heimat liefern! Wenn die Teile leben, lebt auch das Ganze. Wenn die Teile überleben, überlebt auch das Ganze. »An jedem Tag soll der Optimismus woanders einen Geburtstag feiern!« heißt der Beginn eines Textes des NÖ Lyrikers Rudolf Weiß. Sagen wir uns im Interesse unseres Dorfes:

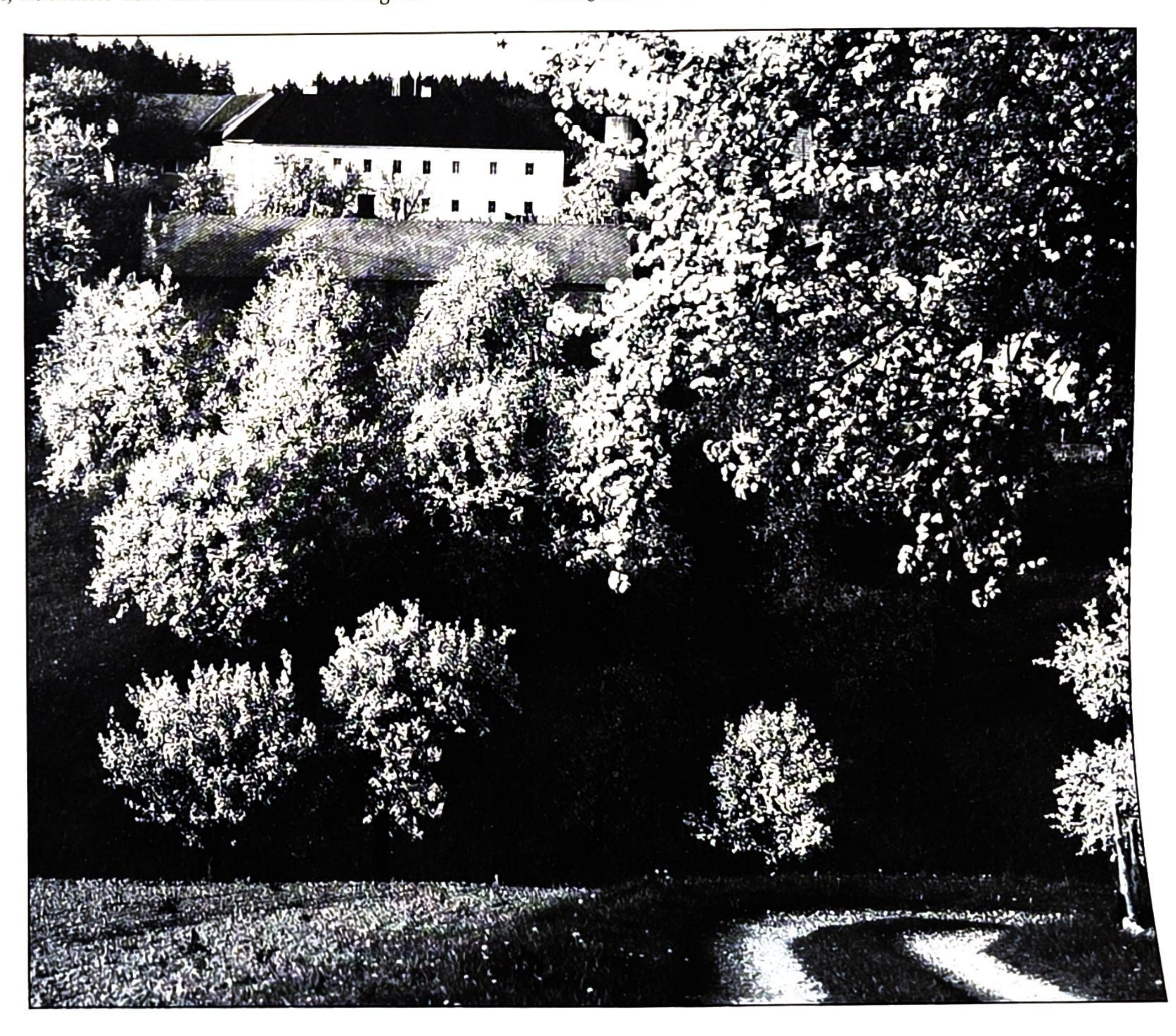
Hören wir nie auf, anzufangen, fangen wir nie an, aufzuhören!

LITERATUR:

Dorferneuerungswegweiser Waldviertel — 1/4/1991;
Herausgeber: Club Niederösterreich

Dorferneuerungswegweiser Industrieviertel — 6/7/1992;
Herausgeber: Club Niederösterreich

Das betreute Dorf — 7/8/1990;
Herausgeber: Club Niederösterreich



Machlan[illegible] [illegible]ssiver Hochwasserschutz du[illegible] [illegible]willige Umsiedlung

Dr. Heimo [illegible] [illegible]m Zusammenwirken mit dem Kulturkreis Stephanshart

Seit über 20 Jahren vollzieht sich — von der breiten Öffentlichkeit kaum wahrgenommen — im Donauaugebiet der Gemeinden Ardagger und Wallsee die größte freiwillige Aus- und Umsiedlungsaktion Mitteleuropas. 35 bäuerliche Hofstellen wurden seit 1972 vom Überschwemmungsgebiet Machland-Süd in hochwasserfreie Randgebiete abgesiedelt. Die Kosten des aus dem Katastrophenfonds von Bund und Land Niederösterreich geförderten Projekts beliefen sich bisher auf 40 Millionen Schilling. Als sichtbares Zeichen für dieses epochale Unternehmen wurde im September 1992 in der Stephansharter Au ein Gedenkstein errichtet.

Seit jeher ist das Schicksal der Menschen in dieser Region vom Wasser bestimmt worden. »Achland« — d. h. »Wasserland« (von lat. aqua abgeleitet) — so nannten die ersten bayrischen Siedler im 8. Jahrhundert dieses fruchtbare, aber stets von Überflutung bedrohte Augebiet. Daraus hat sich später durch sprachliche Verschmelzung mit dem Vorwort »im« ein nicht mehr verständliches »Machland«, ja sogar ein völlig falsches »Marchland« entwickelt.

Auf einer Landkarte aus dem Jahr 1715 im Schloß Wallsee zeigt sich die Donau zwischen Wallsee und Ardagger als ein netzförmiges Gewirr zahlreicher Arme mit einer Breite von etwa 3 Kilometern. Manche Bauernhöfe lagen damals sogar isoliert auf kleinen Inseln, sogenannten Haufen oder Hollern. Die heutige, regulierte Schiffahrtsrinne der Donau teilt das Machland in einen oberösterreichischen Nord- und einen niederösterreichischen Südteil. Der nö. Anteil erstreckt sich rund 10 km von Wallsee über Stephanshart stromabwärts bis Markt Ardagger, wo sich die breite Aulandschaft am Fuß des Kollmitzbergs in Richtung Strudengau verengt.

Was hat die Aubauern bewogen, sich immer wieder im überflutungsbedrohten Machland anzusiedeln? Den Unbilden der regelmäßig wiederkehrenden Hochwässer stand einmal der Vorteil einer ebenen, leicht zu bewirtschaftenden, rings um das Anwesen gelegenen Ackerfläche gegenüber. Zudem bewirkt der Donauschlamm als natürlicher Dünger eine ausgezeichnete Bodenqualität und sichert, vor allem beim Getreidebau, einen hohen Ertrag. »Wenn es 7 Jahre kein Hochwasser hat, dann trägt's dem Aubauern goldene Pflugscharen!« — dieser altüberkommene Spruch läßt auf einen zumindest temporären Wohlstand der Machlandbauern schließen. Das Risiko einer katastrophalen Überschwemmung war und ist natürlich stets gegenwärtig. Und wenn dieser Fall eintritt, dann ist die Ernte eines ganzen Jahres vernichtet oder zumindest in der Qualität stark gemindert. Mit kleinen und mittleren Hochwässern ist durchschnittlich alle zwei bis drei Jahre zu rechnen, während wirklich große Überschwemmungen nur alle 10 bis 12 Jahre wiederkehren. Die verheerendsten Hochwässer der Neuzeit waren — soweit Erinnerungen und Aufzeichnungen zurückgehen — in den Jahren 1991, 1954, 1899, 1820, 1787 (die berüchtigte »Allerheiligengieß«), 1705, 1682, 1572 und 1501.

Die Machländer Aubauern haben im Verlauf der Jahrhunderte gelernt, mit dem feuchten Element zu leben. Sie haben entsprechend wirksame Abwehrstrategien entwickelt und waren für den Ernstfall immer gerüstet: Die Familien blieben auch während der größten Hochwässer ausnahmslos in ihren Häusern und zogen sich vor den steigenden Fluten in das Obergeschoß und auf den Dachboden zurück. Lediglich die Kinder brachte man vorsorglich zu Verwandten oder Bekannten auf sicheren Boden. Für die Zeit des Überdauerns der kleineren Hochwässer am Hof, ohne das Vieh evakuieren zu müssen, bestand in den größeren Anwesen der sogenannte »Auftrieb«, eine breite Erd- oder Holzrampe, über welche das Vieh in den immer freigehaltenen Notstall im oberen Wirtschaftsgeschoß aufgetrieben wurde. Unter Zeitdruck mußte sämtlicher Hausrat, Möbel, Kleider etc. ebenfalls vom Erdgeschoß in das obere Stockwerk gebracht werden. Die Holzfußböden wurden, um ihr Aufschwimmen zu verhindern, mit Stehern gegen die Decke abgesichert. Im Keller wurden die vollen Mostfässer niedergepölzt, während die leeren ausgelagert werden mußten, da sie sonst durch den Auftriebsdruck die Kellergewölbe nach oben aufgebrochen hätten. Draußen im Freien galt es, Holzstöße und sonstiges schwimmbares Gut gegen das Abdriften abzusichern. Selbst die vom Wegtreiben bedrohten Misthaufen wurden auf eine althergebrachte originelle Weise verankert: Dem Misthaufen wurde am Scheitel eine der damals gebräuchlichen hölzernen Eggen aufgesetzt, die man mit einem Seil am nächsten Obstbaum oberhalb der Strömung befestigte. Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte waren bereits ab Ertönen der Hochwassersirenen auf erhöhten Grund gebracht worden. Zeichnete sich ein Katastrophenhochwasser ab, dann mußten auch die Tiere aus ihren Notställen ausgebracht werden. Das geschah ursprünglich mittels Plätten (=besonders geräumige, große Zillen), die bis zur Jahrhundertwende im Einsatz standen. Ab 1898 stand der Stephansharter Wasserwehr bereits ein in der Korneuburger Schiffswerft verfertigter Ponton zur Verfügung. Jeder Hof im Überschwemmungsgebiet hatte seine Einstellmöglichkeit bei einem Gehöft auf hochwasserfreiem Boden, wo die Rinder und Schweine bis zur Rückstellung versorgt wurden. Kleinvieh, vor allem Geflügel, verblieb in eigenen, hochgelegenen Verschlägen im Dachbereich beim Hof. Das Selbstschutzsystem funktionierte stets perfekt. Dafür spricht auch die erstaunliche Tatsache, daß im Verlauf der langen Geschichte der Hochwässer niemals ein Menschenleben zu beklagen war! Einem alten Brauch folgend, begehen die Aubewohner alljährlich im Mai eine Fußwallfahrt zur Ottilienkirche auf dem Kollmitzberg, um Dank zu sagen und weiteren Segen zum Schutz vor Unheil zu erbitten.

Nach jedem Hochwasser waren die Gebäude im Keller und Erdgeschoß total verschlammt, und die durchnäßte Bausubstanz brauchte lange Zeit zum gänzlichen Austrocknen. Wochen- und monatelang litten dann die Bewohner unter der dumpfen Feuchtigkeit ihrer Behausungen, vom materiellen Schaden ganz zu schweigen.

Jahrhundertelang hatten sich die Menschen in der Au mit einem erheblich geminderten Wohnkomfort abgefunden und ihre Ansprüche den naturbedingten Gegebenheiten angepaßt. In der heutigen Wohlstands- und Konsumgesellschaft ist es jedoch verständlich, daß sich die jüngere Generation der Betroffenen nicht mehr mit einem vorgegebenen Defizit an Lebensqualität abfinden will. Seit den 60er Jahren suchten auch die zuständigen Behörden nach einer praktikablen Lösung, um die ständig bedrohte 16 Quadratkilometer große Region wirksam und für immer vor einer Flutkatastrophe zu schützen. 1970 plante man zunächst die Errichtung eines 9 km langen und 4 m hohen Dammes. Man verwarf diesen Plan jedoch wieder, weil dadurch nur ein ungenügender Schutz geboten worden wäre. Überdies hätte das Projekt enorme Kosten — 110 Mill. Schilling — verschlungen. Es gab auch wasser-

Lokalaugenschein bei Katastropheneinsatz 1977, v. l. n. r.: BR Josef Dietl, Bezirkshauptmann Dr. Johann Kandera, NR Franz Brunner, Minister Alois Mock, Abg. Karl Amon, Johann Kremslehner.



Wirt im Bruch, Donauhochwasser 1977.

rechtliche Bedenken seiten [illegible] der Bewohner im Machland-N[illegible] [illegible]öster-reichischen Donauufer. Ma[illegible] [illegible] einfal-len lassen, und zwar rasch [illegible] [illegible] Kraftwer-ken entlang der Donau wie Y[illegible] [illegible]wallsee-Mitter-kirchen in diesem Raum kon[illegible] [illegible]ieren Hochwässer reguliert werden, doch bei Übersch[illegible] [illegible]ekapazität drangen die Wasser umso rascher in das Machland ein, und die rechtzeitige Evakuierung gestaltete sich immer schwieriger. Es wurde daher im Jahr 1972 beschlossen, die hochwassergefährdeten Häuser an den Rand der Benetzungszone zu verlegen. Anstelle eines aktiven Hochwasserschutzes durch einen Damm trat nun die Idee eines passiven Schutzes durch Aussiedlung der Auhäuser. Selbstverständlich auf freiwilliger Basis! Niemand sollte zum Verlassen seines Hofes gezwungen werden. Die öffentliche Hand bot und bietet noch immer allen Aussiedelungswilligen den Ersatz von 80% der Kosten zur Errichtung einer neuen Wohnstätte auf überflutungssicherem Terrain. Die alte, aufgelassene Hofstelle muß aber aus Eigenmitteln gänzlich demoliert und abgebrochen werden. Selbstverständlich bleibt die landwirtschaftliche Nutzfläche dem Besitzer weiterhin erhalten, sie kann verkauft oder verpachtet werden. Seit 1972 machten insgesamt 35 Familien vom Angebot der Umsiedlung Gebrauch. Damit ist die erste Phase der größten freiwilligen Aussiedlungsaktion Mitteleuropas nach 20jähriger Laufzeit abgeschlossen. Das Projekt Machland-Süd wird jedoch fortgesetzt, und es sind bereits 14 weitere aussiedlungswillige Haushalte in Evidenz.

Im übrigen ist das Machland-Süd — von der einheimischen Bevölkerung als Stephansharter Au bezeichnet — eine ökologisch intakte Zone mit idyllischen Altwässern und Tümpeln, dichten Auwäldern, blumenübersäten Wiesenflächen und ertragreichen Obstbäumen. Die von den Aubauern bewirtschafteten Mais- und Getreidefelder stören die Harmonie der Landschaft nur dann, wenn sie mit den heute üblichen überdimensionierten und lärmenden Maschinen bearbeitet werden. Im großen und ganzen ist die Natur hier fast noch heil. Einsame Sandbänke an der Donau, die in diesem Abschnitt übrigens eine ausgezeichnete Wasserqualität aufweist, laden zum Baden und Sonnen ein. Ein kleines Paradies nicht nur für Fischer, Radfahrer und Jogger, auch Störche, Kormorane, Schwäne, Wildenten, Fischreiher und Fasane fühlen sich hier wohl. Mitunter kann man sogar ein Rudel Wildschweine überraschen.

Als der berühmte schwedische Dichter und Naturmystiker August Strindberg vor genau 100 Jahren das Machland auf einsamen Spaziergängen durchwanderte (er lebte 1893/94 auf dem Gut Dornach bei Ardagger), war er fasziniert von den »herrlichen, überschwemmten Wiesen an der Donau, wo Rehe spielten, wo Fasane wie Raketen aus den Büschen aufflogen und ihre metallisch leuchtenden Federn zeigten wie ein Sternenregen, wo Häher im Sumpf fischten und Goldammern in den Pappeln flöteten«. Gottlob hat sich seither nicht allzuviel verändert.

Das Aussiedlungsprojekt Machland-Süd trägt gewiß auch dazu bei, daß dieses kostbare Stück Auland — ohne unter Naturschutz gestellt zu sein — weiterhin unverfälscht existieren und sogar multifunktional genutzt werden kann: als fruchtbares Ackerland für die Aubauern, als Erholungsgebiet für den gestreßten Städter und nicht zuletzt als Lebensraum für eine immer seltener werdende Fauna und Flora.



Gedenksteinenthüllung 27. 9. 1992

Karl Zeller und seine Verbindung zu Biberbach

OSR Dir. Karl Lammerhuber

Wenn die musikbegeisterte Welt voriges Jahr den 150. Geburtstag des Operettenkomponisten Karl Zeller feierte und sein Geburtsort St. Peter in der Au seines großen Sohnes mit der Eröffnung eines »Karl Zeller Museums« gedenkt, so darf auch Biberbach seine Verbindung zum großen Komponisten aufzeigen. Karl Zeller hat nämlich als Kind einige Zeit im Haus Gansberg, Biberbach 217, verbracht; aus diesem Haus stammte die Großmutter mütterlicherseits, Anna Maria Irxenmayr. — Anna Maria Irxenmayr, geboren am 3. 4. 1784 als zweites von sechs Kindern des Stefan Irxenmayr, Gansberger, und der Maria Anna Schörghuber aus St. Georgen in der Klaus, heiratete am 19. 1. 1808 den Wundarzt, Chirurgen und Magister der Geburtshilfe zu St. Peter/Au, Adam Dirl, der aus der Oberpfalz stammte. Die am 20. 11. 1811 geborene Tochter Maria Anna Elisabeth erbte nach dem Tod von Vater und Bruder das Chirurgat in St. Peter/Au Nr. 40. Als Provisor führte der Wund-, Geburts- und Impfarzt Johann Zeller, der aus Brünnl, Kreis Budweis stammte und schon bei Adam Dirl angestellt war, das Chirurgat weiter und vermählte sich am 17.2.1840 mit der Besitzerin, Maria Anna Elisabeth Dirl, geborene Irxenmayr. Die Trauung fand in der Pfarrkirche in Biberbach statt. — Der Original-Trauungsschein, ausgestellt von P. Petrus Wappensberger, er war zwischen 1836 und 1843 Pfarrer in Biberbach, ist im neuen Karl Zeller Museum in St. Peter/Au zu sehen. — Am 19. Juni 1842 wurde aus dieser Ehe Karl Zeller, der Komponist, geboren. Kaum ein halbes Jahr später, am 30. 1. 1843, starb Vater Johann Zeller. Die junge Witwe verpachtete das Haus und lebte zunächst wieder (mit dem kleinen Karl) bei ihrer Mutter in Gansberg, Biberbach 217. Im Jahre 1846 heiratete sie nach Strengberg. Ob noch weiter Kontakt mit dem Haus Gansberg bestand, wissen wir nicht. Es ist aber durchaus möglich, weil der musikalische Bub Karl Zeller von 1849 bis 1853 bei Schulmeister Josef Brandstätter in St. Peter/Au in Kost und Schule gegeben war. Außerdem besaßen Maria Anna Elisabeth und ihr zweiter Gatte, der Wundarzt Ernst Friedinger, das Haus in St. Peter noch bis zum Jahre 1855. — Allgemein wird angenommen, daß die musikalische Begabung Karl Zellers auf seine Mutter zurückging, weil auch ihr Sohn aus der zweiten Ehe sehr musikalisch war.

Das Haus Gansberg wird in den Seitenstettner Urbaren 1290/1308 als Gansornperg ausgewiesen. Den Forschungen von Prof. OSR Franz Steinkellner nach ist der erste nachweisbare Besitzer Stefan am Gansperg (1480 - 1500). Im 17. Jahrhundert finden wir die Familie Gupfleutner am Gansberg. — Hans Gupfleutner, gestorben 3. 2. 1648; Thomas, der Sohn des Hans Gupfleutner gestorben 29. 11. 1694. — Erster Irxenmayr, er kommt von Oberhausleiten, ist Jakob Irxenmayr, gestorben 1742, der die Witwe nach Thomas Gupfleutner geheiratet hatte. Mathias Irxenmayr ist der nächste Besitzer; sein Sohn Stefan Irxenmayr ist der Urgroßvater von Karl Zeller. Drei Generationen der Irxenmayr finden wir noch bis in unser Jahrhundert. — Eine Mostpresse im Hause Gansberg trägt die Inschrift »1879 Josef und Franziska Irxenmayr«. (Josef ist 1892, Franziska 1887 gestorben). Der letzte mit diesem Namen ist Josef Irxenmayr, gestorben am 24. 3. 1909.

QUELLENANGABE:

(aus Dr. Artur Maria Scheiber, Der Tondichter Karl Zeller, in Neue Heimat, Heft 11, 1939; Carl Wolfgang Zeller, Mein Vater Carl Zeller, Schriftenreihe f. Heimat und Volk, Heft 62, 1942; Prof. OSR Franz Steinkellner, Hof- und Familiengeschichte von Biberbach, unvollst. Manuskript).



Biberbach um 1835 — wahrscheinlich Zeichnung von P. Taddaeus Rudolf, 1827 - 1835 Pfarrer in Biberbach. (Foto: Rudolf Alberer)

Die Geschi[illegible]abzeichens der »Flammenden Granate« [illegible]ichischen Bundesgendarmerie

(Abt. Insp. Josef Plaimer)



EINLEITUNG

Am 8. Juni 1994 beging die Österreichische Bundesgendarmerie ihren 145. Gründungstag. Aus diesem Anlaß scheint es angebracht, diesem Ereignis einige Aufmerksamkeit zu widmen. 145 Jahre einer äußerst wechselvollen Geschichte einer öffentlichen Einrichtung, die eng mit der des Staates verbunden war und ist. Während sie in ihren Anfängen der großen österr.-ungarischen Monarchie Tribut zollen mußte, später im Kampf um Restösterreich nach dem 1. Weltkrieg und im Bürgerkrieg der dreißiger Jahre beinahe verblutete, wurde sie während des 2. Weltkrieges teilweise sogar zu der gefürchteten »Feldgendarmerie« umfunktioniert. Rund 50 Jahre sind nach dem Ende des 2. Weltkrieges vergangen, in denen die Gendarmerie wiederum Höhen und Tiefen, Bevormundungen und auch rechtliche Beschneidungen erlebte.

Meinte man in den achtziger Jahren, in ein ruhigeres »sicherheitsdienstliches Fahrwasser« zu kommen, so sah man sich am Beginn der neunziger Jahre mit ungeahnten europaweiten Problemen der Kriminalität konfrontiert. Daraus resultierend, mußte der Staat in den letzten fünf Jahren enorme Anstrengungen unternehmen, um den Exekutivkörper nicht nur personell, sondern vor allem mit einer dem Trend der Zeit entsprechenden technischen Ausstattung auszurüsten.

Notwendiger denn je waren neue Strukturen in der Grundausbildung und die Einführung einer speziellen berufsbegleitenden Fortbildung, womit man die Anforderungen und Aufgaben eines neuzeitlichen Exekutivdienstes bewältigen kann. Unumgänglich erforderlich wird es aber auch sein, den Exekutivdienst allgemein auf eine bessere finanzielle Basis zu stellen, um einerseits den sicher unbestrittenen gefahrvollen Beruf einigermaßen anzuerkennen und ihn andererseits für junge Menschen wieder attraktiver zu machen.

Mit dem folgenden Beitrag über das Wahrzeichen der Gendarmerie, der »flammenden Granate«, soll der Ursprung bzw. die Quelle der Kraft der besonderen Dienstleistungen wie auch der traditionelle Stellenwert der Gendarmerie einmal aus anderer Sicht beleuchtet werden. Darüberhinaus wollen die Gendarmen neben ihrer Hauptaufgabe nicht nur als reine »Gesetzeshüter« gelten, sondern vor allem auch »Freund und Helfer« der Mitmenschen sein. Daß dies aber oftmals nicht ungefährlich ist, liegt in der Natur des Berufes bzw. der Dienstverrichtung. Allein seit dem 2. Weltkrieg wurden rund 3.500 Beamte in der Ausübung ihres Dienstes schwer verletzt, und 240 Beamte gaben für die Sicherheit der Mitmenschen und des Staates sogar das höchste Gut — das Leben — hin. Daraus sieht man, daß der Beruf eines Exekutivbeamten vielfach mehr persönlichen Einsatz erfordert, als dies allgemein in anderen Berufen üblich ist.



(a) Der »Grenadier« um 1710 mit seinen zwei Taschen. Man erkennt die links seitlich am Leib getragene Kartuschentasche (kleinere), in der sich die Kartuschen (= in Metallhülsen liegende Pulverladung) für die Muskete (früher: schwere Handfeuerwaffe) befanden. Die große Tasche an der rechten Seite enthielt die Granaten.

Mit ihren sonnenverbrannten Gesichtern und den buschigen Schnurrbärten sahen diese Elite-Soldaten besonders martialisch aus. Durch ihre Kopfbedeckung unterschieden sie sich von den übrigen Truppengattungen; eine Art Bärenfellmütze mit einem Kopfbeutel aus einem lebhaft gefärbten Tuch, dem Flügel. Von ihm rührt auch der Name »Luntenhelm« her.

DER URSPRUNG

Jene Kämpfer zu Fuß, deren Hauptbestimmung es in früheren Zeiten war »Handgranaten« zu werfen, nannte man ursprünglich »Grenadiere«. Die Bezeichnung »Granate« wird von der Frucht des Granatbaumes, dem Granatapfel, abgeleitet. Wie man diesen wegen seines reichen Inhaltes an Körnern (lateinisch granum) »malum granatum« nannte, so erhielt die mit Pulverkörnern und Kugeln gefüllte Wurfkugel den Namen »Granate«. Dieses Wort wiederum ist aus dem Italienischen entlehnt und bürgerte sich während des 30jährigen Krieges auch im österreichischen Heer ein.

Die Grenadiere (granadiere) traten am Anfang als eine Art »Spezialisten« nur in kleinen Trupps oder einzeln auf. Sie wurden bereits in der Zeit der Türkenkriege, meist zur Beunruhigung der feindlichen Belagerungs- oder Verteidigungsarbeiten, eingesetzt. Unter Prinz Eugen, der den besonderen Kampfwert der »Grenadiere« erkannte, wurden ab 1710 eigene Grenadierkompanien formiert, die aus speziell ausgesuchten Männern bestanden und die Elite jedes Regimentes bildeten. Ab 1711 erhielten alle Infanterieregimenter eine zweite Grenadierkompanie. Bei Bedarf wurden diese Kompanien zu größeren Grenadierverbänden zusammengezogen, wie beispielsweise in der Schlacht bei Guastalla 1734, in der 17 derartige Grenadierkompanien eingesetzt waren.

Ursprünglich mit einem Hut wie die gesamte Infanterie bekleidet, der jedoch beim Werfen der »Granaten« sehr hinderlich war, erhielten die Grenadiere danach eine — aus der Bauerntracht stammende — Zipfelmütze, die durch einen Tuch- oder Fellstreifen rundum versteift wurde. Aus dieser Mütze entstand im Laufe der Zeit die charakteristische hohe Grenadierfellmütze. Sie war auch

der Anlaß des militärischen Grußes durch das Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung. Hatte man bisher beim militärischen Gruß den Hut abgenommen, so deutete man dies bei der Mütze nur an. Daraus wurde schließlich jener Gruß, der uns bis in die heutige Zeit erhalten blieb. Ein weiteres Zeichen der Grenadiere war eine stilisierte Granate aus Messing, die als Abzeichen in den verschiedensten Formen getragen wurde.



b) Holländische Grenadiere in napoleonischer Zeit um 1811/12. (1) Feldwebel im Stadtanzug, (2) Offizier in Gala-Uniform, (3) Grenadier in Gala-Uniform u. (4) Deckel der Bärenmütze. An den Rock-Schoßumschlägen und am Deckel der Mütze sieht man das Grenadierabzeichen, die »flammende Granate«, als Wahrzeichen der ehemaligen Elitesoldaten.

DAS ERSTE VORKOMMEN DES »GRANATEN-ABZEICHENS«

Das erste nachweisbare Vorkommen dieser Granate als Abzeichen der Grenadiere im kaiserlichen Heer findet sich bereits 1705 im »Exercitum des löblichen General Graf Wallis'chen Regiments zu Fuß«. Die Grenadiere dieses Regimentes trugen auf der Grenadiermütze eine »flammende Granate« aus Metall, die Patronentasche war jedoch noch ohne Abzeichen. Bei anderen Regimenten dieser Epoche ist die Granate nicht nachweisbar. Es stehen allerdings auch nur wenige zeitgenössische Darstellungen zur Verfügung. Außerdem war die Adjustierung noch nicht einheitlich. So finden sich neben der Granate in den Jahren bis 1730 auch öfters die Initialen des jeweiligen Regimentsinhabers oder dessen Wappen auf den Mützen.

Im Jahre 1798 wurden auch die Patronentasche der Grenadiere und die Kartusche der Unteroffiziere mit der Granate verziert. Seit 1802 trug die Grenadiermütze den Kaiseradler mit den Initialen F.I. und einer flammenden Granate. 1805 wurde die Granate auch auf den beiden Patronentaschenriemen — die kreuzweise über den Schultern getragen wurden — geführt.

War das Granatenemblem durch fast 90 Jahre hindurch ein Privileg der Grenadiere, so fand es nunmehr auch Eingang bei der Artillerie. Das 1786 errichtete Bombardierkorps trug dieselbe Uniform wie die übrige Artillerie, unterschied sich aber vorerst nur durch ein auf den Knöpfen eingepreßtes »B«, bei der allgemeinen neuen A la Corse mit gelb-schwarzem Federbusch. Auf dem Hute führten die Bombardiere ebenso wie auf dem Säbelüberschwungriemen eine Granate aus gepreßtem Messingblech. Der Hut wurde 1816 abgelegt und dafür der Dreispitz eingeführt, der aber 1821 neuerlich durch den Hut ersetzt wurde. Um 1849 trugen die »Bombardiere« außer Dienst eine schwarze Kappe mit einer Messinggranate anstelle der Rosette. Mit der Gründung der Artilleriehauptschule (Vorläufer der Artilleriehauptschule bzw. Vorläufer der Artillerieakademie) wurde das Bombardierkorps am 1. Oktober 1851 aufgelöst.

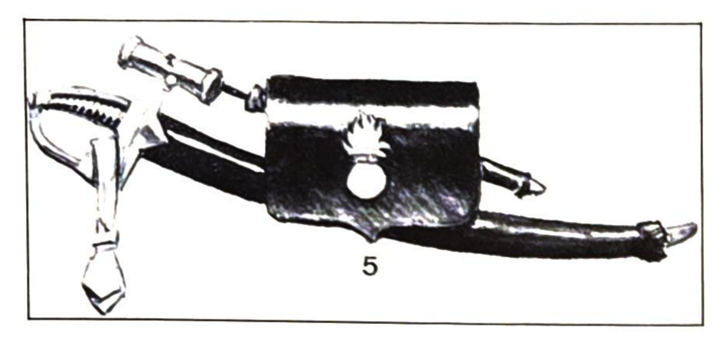


c) Bayrische Grenadiere um 1814. (1) und (2) sind Soldat und Unteroffizier der Grenadiere der Garde. Die »flammende Granate« ist nicht nur als Abzeichen auf den Rock-Schoßumschlägen, sondern auch schon auf der Patronentasche angebracht.

DIE FLAMMENDE GRANATE WIRD ZUR DISTINKTION

Auch das 1817 errichtete »Feuerwerkcorps« war gleich der Artillerie adjustiert, trug eine Granate an der roten Egalisierung und Knöpfe mit eingepreßtem »F«. Die sogenannten Munitionäre, Feuerwerker und Untermeister dieses Corps trugen die Granate auch an den Rockschößen beim Zusammenstoß des roten Umschlages. Beim einfachen Soldaten — dem ehemaligen »Gemeinen« — war die Kartusche mit der Granate verziert, ab 1840 auch der Überschwungriemen. Die »gemeinen« Professionisten trugen einen Hut ohne Federbusch und die Granate nur am Mantel und Rockkragen. Die Privatdiener des Corps — sonst adjustiert wie jene des Artillerieregimentes — trugen ebenfalls die Granate am Rockkragen.

1850 wurde das Corps neu organisiert, die Bezeichnung Feuerwerkcorps durch die Benennung Raketencorps ersetzt. Diese Corps wurden infolge der Neuorganisation der Artillerie in das »Raketeurregiment« umgewandelt, 1863 in ein Raketeur- und Gebirgsartillerieregiment, bis es schließlich 1864 aufgelöst wurde. Die Angehörigen des Raketeurscorps unterschieden sich von denen der Artillerie seit der Einführung des Tschakos 1850 dadurch, daß sie auf demselben einen Doppeladler ohne Nummer trugen, bis sie 1854 als Unterscheidungskennzeichen ein »R« im Tschakoadler erhielten. Sie behielten jedoch bis zu ihrer Auflösung die Granate am Überschwungsriemen.



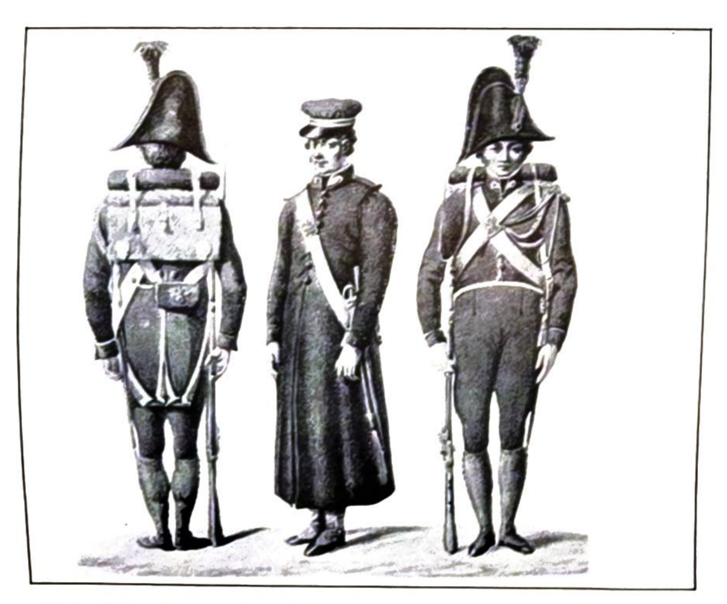
d) Patronentasche und Säbel der Grenadiere der österr. Infanterie um 1815. Auch hier war die »flammende Granate« auf dem Deckel der Patronentasche angebracht.

Konnte also bisher das Granatenemblem als Spezialabzeichen angesehen werden, so brachte das Jahr 1859 insofern eine Neuerung, als damals angeordnet wurde, daß auch die reaktivierten oder in der Gebühr der Alterszulage stehenden Unteroffiziere und Soldaten der Infanterieregimenter, gleich den Grenadieren, eine Granate aus Messing am Überschwung- und Patronentaschenriemen zu tragen hatten. Mit diesem Erlaß wurde das Emblem der Granate zur Distinktion.

Um jedoch diese Distinktion für die Reaktivierten oder mit Alterszulage Dienenden bei allen Truppengattungen sichtbar zu machen, wurde im gleichen Jahr die Anbringung einer Granate aus weißem Tuch für alle Waffengattungen einschließlich der Infanterie genehmigt. Dies war als sichtbare Auszeichnung für die längerdienenden Soldaten gedacht. Da man aber 1869 für diesen Personenkreis Streifen als Auszeichnung einführte, wurde gleichzeitig angeordnet, daß nunmehr die Granate als Distinktion nicht mehr anzuwenden sei.

DIE »FLAMMENDE GRANATE« ALS WAHRZEICHEN DER GENDARMERIE

Als 1849 für die gesamte Monarchie die Institution der Gendarmerie als militärisch organisierter Wachkörper ins Leben gerufen wurde, mußte seit dieser Zeit die Mannschaft die Granate am Deckel der Patronentasche tragen. Für die Gendarmerie, deren Aufstellung nach französischem Vorbild genehmigt worden war, wurde die Granate fortan zum besonderen Symbol oder Wahrzeichen des Exekutivkörpers auf dem Lande, das auch heute noch seinen Bestand hat.

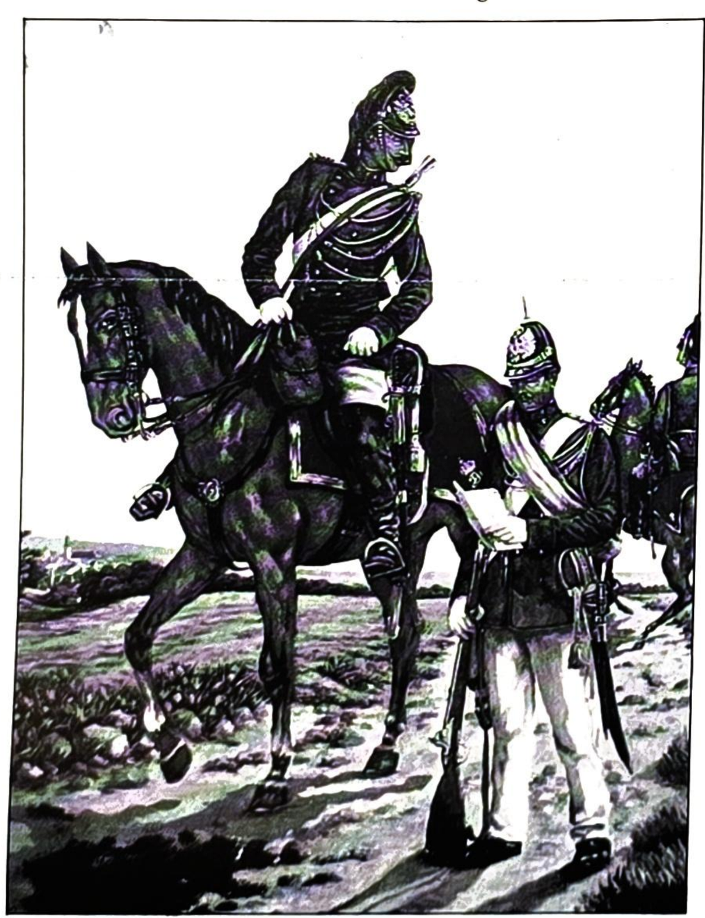


e) Von Napoleon in den ehemals deutschen Landen (Würtemberg, Lombardei, Venetien u.a.) eingeführte Gendarmerie zu Fuß um 1827. Ersichtlich das Granatenemblem auf der Patronentasche und am einfachen wie auch gekreuztem Säbelüberschwungriemen.

Seit der Einführung des Jägerhutes 1860 wurde bei der k.k. Landesgendarmerie von den Offizieren eine silberne Granate mit schräger vergoldeter Flamme aus Metall anstelle des Jägeremblemes (Jägerhorn) getragen, während die Mannschaft anstatt des Jägerhornes den k.k. Adler trug. Ab dem Jahre 1863 wurde die Granate auch von der Mannschaft der Gendarmerie auf dem Jägerhut getragen. Mit Gesetz von 1876 wurde die Gendarmerie gänzlich aus dem Verband des stehenden Heeres herausgelöst, um sie ohne Einschränkungen für die exekutivdienstlichen Aufgaben verwenden zu können. Mit dem Gesetz vom 25. Dezember 1894 wurde jedoch wieder einschränkend verfügt, daß die Gendarmerie — unbeschadet ihrer allgemeinen Bestimmung — ausnahmsweise im Kriegsfall auch mit besonderen militärischen Aufgaben betraut werden kann.

Jedoch 1899, nach der Einführung des Helmes bei der k.k. Gendarmerie, wurde die Granate als Abzeichen abgeschafft und durch den Doppeladler — auch auf der Patronentasche — ersetzt. Lediglich das 1879 errichtete Gendarmeriekorps für Bosnien und Herzegowina führte die Granate am Offiziershut auch weiterhin und dies bis zum Jahre 1918 als Korpsabzeichen.

So war also im Verlaufe von 200 Jahren aus einem Abzeichen für Sonderverwendungen in der Armee das Korpsabzeichen der Gendarmerie geworden, bis es durch die oben erwähnte Einführung des Helmes vorerst einmal abgeschafft wurde. Laut einem Erlaß des k.k. Ministeriums für Inneres aus dem Jahre 1900 war die Granate nunmehr in der Monarchie auch als Hutemblem und Distinktion für Militärveteranenvereine zugelassen.



f) K.k Gendarmerie in der Zeit der Gründungsphase 1849/50. In ihren schmucken, grünen doppelreihigen Waffenröcken mit der

gelbsei[illegible]n Anhängeschnur, den lichtgrauen, rotpassepoilierten Pantal[illegible] Hosen), dem Helm, der bei den berittenen Gendarmen mit ei[illegible] schwarzen Roßhaarbusch versehen war, sahen die k.k. Gend[illegible]n überaus stattlich aus. Als Waffen trug der Gens d'arme (franz. [illegible]reibweise) ein kurzes, gezogenes Kapselgewehr mit aufgepflan[illegible]m Bajonett und einen Säbel. Verdrängt war bei dieser Uniformierung die Granate, auf dem Helm trug man viele Jahre als Symbol den Kaiseradler.

DIE ERRICHTUNG DER GENDARMERIE IM KRONLAND »OESTERREICH UNTER DER ENNS«

Mit kaiserlicher Verordnung Nr. 272 vom 8. Juni 1849 wurde in der gesamten Monarchie die Aufstellung der Gendarmerie genehmigt. Innerhalb eines Jahres wurden 16 Gendarmerieregimenter aufgestellt. Das Regiment Nr. 1 mit dem Sitz in Wien umfaßte die Gebiete der drei ehemaligen Kronländer »Oesterreich unter der Enns, Oesterreich ob der Enns und Salzburg«. Auf das Gebiet »Oesterreich unter der Enns« entfielen vier aktive Flügelkommanden und ein Depotflügel (Stab), wobei das Überwachungsgebiet um Amstetten dem Flügelkommando Nr. 5 in St. Pölten unterstand. Das Gendarmerieregiment Nr. 1 war am Anfang mit 920 Mann und 269 Pferden systemisiert.

Die Aufgaben des neuen Wachkörpers »der Gendarmerie« wurden im Gendarmeriegesetz vom 18. Jänner 1850 verankert. Diese gesetzlichen Obliegenheiten blieben, obwohl sie immer wieder verfeinert oder spezialisiert wurden, im Grunde genommen an und für sich dieselben. Das Gendarmeriegesetz verfügte u.a.: »Die Gendarmerie ist bestimmt, die öffentliche Sicherheit, Ruhe und Ordnung nach jeder Richtung hin aufrecht zu erhalten, drohenden Störungen möglichst zuvorzukommen, sie zu verhindern, oder wenn sie dennoch stattfänden, die Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes und die Zustandebringung der Ruhestörer oder Gesetzesübertreter zu bewirken, endlich die Vollziehung der obrigkeitlichen Anordnungen zu unterstützen . . . «

Zur Gründung des Gendarmerie-Postens Amstetten wurde in der Chronik vermerkt: »1850 wurde in Amstetten der erste Gendarmerieposten aufgestellt, der in der Ybbsstraße, im heutigen Gasthaus Schillhuber untergebracht war. Der Stand zählte 6 Mann, welche teilweise beritten waren. Als Überwachungsbereich waren dem Posten die Gebiete um Amstetten, Euratsfeld, Ulmerfeld, Mauer-Öhling, Markt Oed, Niederwallsee und Markt Ardagger zugewiesen.«

Da die Gendarmerie in ihrer Anfangsphase ein Bestandteil des Militärs war, wurde ihren Mitgliedern natürlich strengste Disziplin und Unterordnung auferlegt. Nach der Dienstinstruktion war dem Gendarmen (franz. Gens d'arme) verboten, Lokale zum Zwecke des Kartenspielens, des Zechens oder der erlaubten Rast aufzusuchen. Gestattet war dem Gendarmen — außer in den Fällen des erforderlichen Einschreitens — nur, Gasthäuser zum Zwecke der Labung zu betreten. Diese durfte er jedoch in den Lokalen nicht in der Gesellschaft anderer Gäste zu sich nehmen, um von vornherein unnötige Diskussionen oder Streitigkeiten auszuschließen.



g) Gendarm um 1890. Die farbenprächtige Adjustierung ist einer einfachen und billigen Tuch-Uniformierung gewichen.

Anstatt des Helmes trug man bereits den schwarzen Hut, auf dem auf der linken Vorderseite die Granate mit einer Feder angebracht war.

Wegen einfacher Disziplinwidrigkeiten gab es Strafen wie im Mittelalter. So wurde z.B. ein Gendarm wegen Ausbleibens über die Erlaubniszeit und Trunkenheit außer Dienst mit fünftägigem Arrest, 48stündigem Kurzschließen und zweimaligem Fasten bei Wasser und Brot verurteilt (!). Ein anderer Gendarm wiederum wurde mit 25 Stockhieben bestraft und danach aus dem Dienst entlassen, weil er während des Patrouillendienstes schlief. Die körperliche Züchtigung und das Kurzschließen als Disziplinarstrafen wurden erst im Jahre 1869 abgeschafft.

Aufgrund der sicherheitsdienstlichen Erfordernisse entstanden im Laufe der Zeit im Bezirk Amstetten Gendarmeriedienststellen, beispielsweise in Behamberg, Euratsfeld, Haag, Mauer Neustadtl, Rosenau, Opponitz, Strengberg, St. Valentin, St. Peter, Seitenstetten und Wallsee sowie später noch einige andere.

Aufgrund wiederholter Umstrukturierungen wurden einige neu errichtet und in der Zwischenzeit wieder aufgelassen. Derzeit bestehen Gendarmerieposten in Amstetten, Aschbach, Ennsdorf, Haag, Haidershofen, Ardagger, Hollenstein, Kematen, Oed, St. Georgen/Ybbs, St. Peter/Au, St. Valentin, Ulmerfeld-Hausmening und Ybbsitz sowie in der Statutarstadt Waidhofen/Y.



h) Die Kopfbedeckung der Gendarmen im ausgehenden 19. Jhdt. als auch die der Veteranenvereine, denen ab 1900 gestattet wurde, das »Granatenemblem« öffentlich zu tragen.

DIE WIEDERGEBURT DER FLAMMENDEN GRANATE BEI DER GENDARMERIE

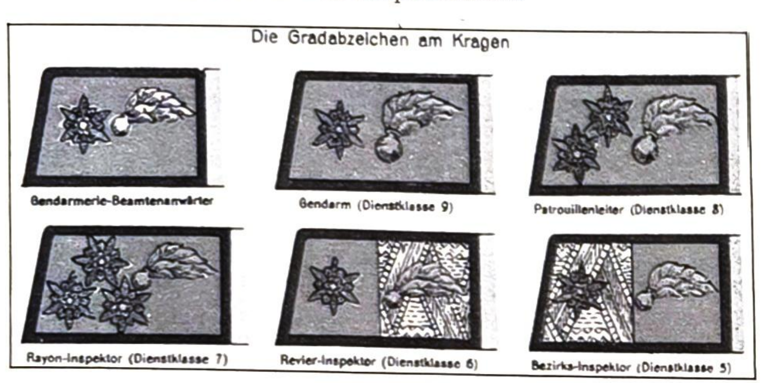
Bereits während des ersten Weltkrieges griff man noch einmal auf das bekannte und auch bewährte Abzeichen zurück und führte die Granate zur Kennzeichnung der Angehörigen der Feldgendarmerie beim k.k. Heer wieder ein. Sie durfte in der Folgezeit jedoch nur als Kappenabzeichen getragen werden.



i) Kopfbedeckung der Exekutive in der Zeit nach dem Ende des ersten

Weltkrieges in den Anfängen der Republik. Verdeckt mit einem rot-weiß-rotem Band in die k.k. Kokarde, auf der linken Seite wieder deutlich sichtbar angebracht, das »Granatenemblem«.

Als aufgrund von Ministerratsbeschlüssen von 1923, 1924 und 1925 eine Bekleidungsvorschrift für die österreichische Bundesgendarmerie erlassen wurde, da waren es sicher vorwiegend Gründe der Tradition, daß als Korpsabzeichen wieder die »flammende Granate« eingeführt wurde. Seit dieser Zeit (mit Ausnahme während der Zeit des zweiten Weltkrieges) trägt der Gendarm an der linken Seite der Kappe (oder Mütze) und am Kragenspiegel die »flammende Granate« als Korpsabzeichen.



j) Distinktionen der österreichischen Bundesgendarmerie um 1930.

In den Jahren von 1938 bis 1945 war die österr. Bundesgendarmerie ein Bestandteil der damaligen uniformierten deutschen Ordnungspolizei und deshalb den reichsdeutschen Vorschriften unterworfen. Die Gendarmen trugen in dieser Zeit anstelle der Granate den Tschako mit Hakenkreuz



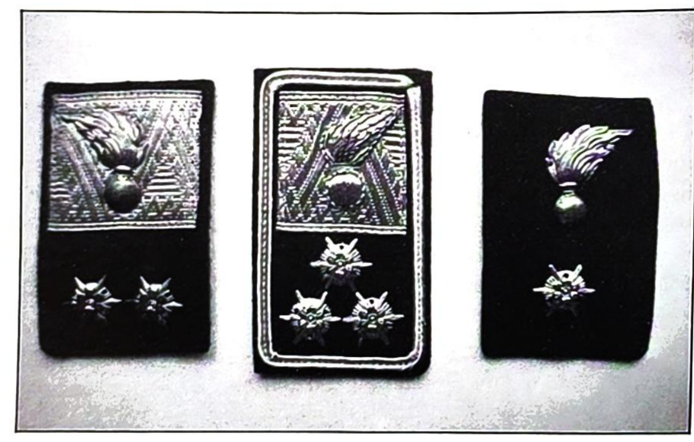
k) Der bei der reichsdeutschen Schutzpolizei übliche »Tschako«, der von den Gendarmen ab 1.2.1939 im Dienst getragen werden mußte. Verschwunden für längere Zeit waren die Rosetten der Dienstgrade (Sterne) und die flammende Granate.

Als 1945, nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, für die Bundesgendarmerie die seit 1925 geltende Bekleidungsvorschrift wieder in Kraft gesetzt wurde, fand mit ihr auch neuerlich die »flammende Granate« Eingang in die Uniformierung der Bundesgendarmerie. Die Gendarmerie war es auch letztendlich wieder, die in den Jahren 1952 bis 1955 mit der Sonderformation der »B-Gendarmerie« (=Bereitschaftsgendarmerie) den Kader für das neue österreichische Bundesheer bildete. So gesehen, steht das »Granatenemblem« immer als Leitbild für eine Einrichtung mit herausragenden Leistungen und die Gendarmerie (wie ehemals die Grenadiere) für eine besondere Exekutiveinheit, die immer in bewährter Manier als starkes Rückgrat für die Sicherheit des Staates und der Bevölkerung gedient hat.



l) Tellerkappe eines dienstführenden Beamten der österr. Bundesgendarmerie in der Gegenwart. Auf der Stirnseite die Symbole der Republik Österreich, auf der linken Seite wieder das Leitbild der österr. Bundesgendarmerie, die »flammende Granate«.

Außer in Österreich wird die Granate als Korpsabzeichen noch von der französischen Gendarmerie (Kappe, Kragenspiegel und Schulterstücke), der holländischen königlichen Marechaussee (Kragenspiegel), der italienischen Guardia di Finanza (Kappe), der italienischen Carabinieri (Kappe und zweiflammig am Kragenspiegel) und der belgischen Gendarmerie (Kappe und Kragenspiegel) heute getragen.



m) Rockaufschläge der österr. Bundesgendarmerie der Gegenwart. Links jener für einen Revierinspektor, in der Mitte ein Gruppeninspektor, rechts außen ein Inspektor. Das Leitbild jedoch bei allen nach wie vor die »flammende Granate«.

QUELLEN:

Schriften des heeresgeschichtlichen Museums Wien, Sachbuch »Historische Uniformen«, L. u. F. Funcken, ORBIS Verlag, München, Exponate des Wehrmachtsmuseums Ardagger, Schriften der III. Rundschau der österr. Bundesgendarmerie, Schriften der Zeitschrift »Die Bundesgendarmerie« u. Festschrift »140 Jahre Gendarmeriedienststelle Amstetten«.

Eisenbahnen — wieso so?

(Kurt Schober)

Zum Bau einer Eisenbahn braucht man vorerst einen plausiblen Grund — Ursache und Zweck.

Dann braucht man eine Konzession, und man braucht viel Geld. Alles Voraussetzungen, bis zu deren Vorhandensein viel diskutiert wird, es viele Meinungen gibt. Bis der erste Zug fährt, wird vieles anders, als man es vorher wünschte oder plante.

Die erste Schienenbahn in Österreich war die Pferdeeisenbahn von Gmunden nach Budweis über Linz. Grund: man suchte schon lange einen Weg nach Böhmen, um das habsburgische Salz aus dem Salzkammergut leichter transportieren zu können. Gerstner d.J. war der Baubeauftragte — er begann in Budweis und baute nach Süden. Nach 50 km mußte er gehen, weil er so baute, daß man später auch mit Dampfloks fahren könnte. Es wurde dann M. Schönerer eingesetzt, der so baute, wie man es von ihm verlangte, nur für Pferdebahnbetrieb — nachher mußte man zusperren. Gerstner wurde nach Rußland gerufen. Dort baute er für den Zaren eine private Dampfbahn von St. Petersburg nach Zarskoje-Selo.

Die erste Dampfeisenbahn war die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn. Grund: Man brachte die polnische Kohle nach Wien und weiter. Energie: endlich Kohle, nicht mehr nur Holz. Auf der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn war auch die Bahn erstmalig durch einen Unfall vor Gericht. Urteil: Auf jedem Zug muß ein streckenkundiger Bediensteter sein, der den Abfahrauftrag gibt und der der Chef des Zuges in verkehrsdienstlicher Hinsicht ist; er ist auch für die Signalbeobachtung verantwortlich. Die zweite Sicherheit: eben ein Zugführer.

Das nächste Problem war die Erreichung des Meeranschlusses in Triest. Planungsauftrag für die Semmeringstrecke war 1843 — schon ein Jahr später war die Planung fertig. Erst als man in Wien während der Revolution die Schienen der Südbahn verbog und abmontierte, war der Baubeginn am Semmering, er galt als Arbeitsbeschaffungsprojekt. Die Bahn war von der Armee als strategisch wichtig befunden worden. Feldmarschall Johann Josef Wenzel Graf Radetzky war auch dafür. Baukosten: 1844 geschätzt 5 Millionen Gulden österreichische Währung — bei Baubeginn wurden bereits 10 Millionen angenommen — die Endabrechnung brachte 23 Millionen. Die Presse war sehr kritisch: Sie sprach von Verbrechen am Staatswohl — Verschleuderung von Staatsgeldern. Ein Untersuchungsausschuß im Reichsrat wurde erwogen — es kam nicht dazu. Der Ingenieurclub war äußerst schlecht auf das Vorhaben zu sprechen — anderes wäre besser, meinte er.

Dann kam etwas ganz anderes: Im mittleren Europa schmiedete man Bahnbaupläne, und man schlug Österreich vor, eine Bahnlinie nach Westen zu bauen. Das schien ganz ohne Grund zu sein. Entlang der Donau hatte man doch schon eine Poststrecke mit Anschluß in Salzburg und Passau an Bayern. Man plante schließlich von Wien - Penzing - Hütteldorf - Purkersdorf nach Tullnerbach, um dort nach dem Tullnerfeld zu gelangen und eben nach St. Pölten zu kommen. Dagegen hatte das Militär strategische Einwände. Deswegen fährt man noch heute den Wienerwaldberg bei Rekawinkel hinauf und schleppt Millionen Tonnen Zuglast, die man westseits wieder abbremsen muß. Zur Zeit versucht es die »Neue Bahn«, über das Tullnerfeld zu kommen — nach 137 Jahren.

Einige Orte waren bestrebt, z. B. Ybbs/Donau, die Bahn fern vom Ort zu halten — man hat ja die Donau (Ybbs bekam 1907 eine private Straßenbahn). In der Nähe von Hubertendorf glaubte man, die Bahn so zu legen, wie heute die Autobahn. Der Bürgermeister von Amstetten, Carl Kroiss, und Begleitung waren beim Kaiser und Innenminister; diese besprachen, daß die Bahn über Amstetten geführt werde. Schließlich: auch die Autobahnmeisterei weiß warum: Geländerutschungen. Baubeginn war 1856.

Die alte Eisenstadt Steyr bemühte sich im April 1855 sehr, die Trasse der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn möglichst nahe an Steyr vorbei zu erwirken. Es waren der Bürgermeister und 3 Gemeinderäte in Wien. Ohne Erfolg — Auch heute, bei der Planung für die »Neue Bahn«, keine Chance! Es kam zum Bau und Betrieb einer an die Kaiserin-Elisabeth-Westbahn anschließenden Lokomotiv-Eisenbahn von St. Valentin nach Villach, mit Abzweigung nach Amstetten, Mösel und Klagenfurth — auf Grund eines Patentes vom 20. 9. 1865 (Konzessionsurkunde). Es war dies eine Privatbahn.

Die Namensgebung der neuen Bahnstrecke erfolgte auf Ansuchen eines Komitees der Handelskammern von Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Triest, Görz und Udine mit 21. 2. 1865. Der Name des kaiserlichen Kronprinzen Rudolf wurde gewählt: »Kronprinz Rudolf-Bahn«.

Die Baugeschichte: Berggerichtsadvokat, Bürgermeister von Steyr, Dr. Jakob Kompaß, legte schon am 8. 11. 1860 ein Majestätsgesuch beim Kaiser vor. Am 19. 6. 1863 erhielt Kompaß die Bewilligung, Vorarbeiten durchzuführen. Am 21. 2. 1865 begannen Trassierungsarbeiten durch den Wiener Ing. Franz Kozda.

Dazu muß man wissen: 3. 7. 1866 war die Schlacht bei Königgrätz. Die Preußen hatten 1920 Tote. Österreich hatte 5658 Tote. Die Zündnadelgewehre der Preußen waren gegen die von hinten zu ladenden Gewehre der Österreicher ausschlaggebend gewesen. Josef Werndl in Steyr hatte mit seinem Werkmeister Karl Holub im Jahre 1863 Hinterladergewehre mit Tabernakelverschluß entwickelt. Mit kaiserlicher Entschließung vom 28. 7. 1867 wurde die Genehmigung zur Einführung des Werndlschen Hinterladergewehrmodells bei allen neu zu erzeugenden Handfeuerwaffen in der Armee erteilt.

Bis 1882 war ein Großteil der europäischen Heere mit diesen Gewehren ausgerüstet. Die Waffenproduktion ging dann zurück. (Josef Werndl machte auch 1884 eine Ausstellung, in der die Erzeugung des elektrischen Stromes mit Wasserkraft demonstriert wurde. Es gab erstmals eine elektrische Beleuchtung von Plätzen und Straßen mit Bogenlampen, in Steyr. Nur während der Schau). Die Zeit machte Werndl zum »Waffenschmied des Kaisers«, und Steyr war die Schmiede. Durch die Aktivitäten Werndls und den Druck der verlorenen Schlacht war der Bau des 1. Teilstückes der Kronprinz-Rudolf-Bahn beschleunigt worden. Die Frachten für Steyr waren bisher nach St. Peter - Seitenstetten auf der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn und von dort mit Pferdefuhrwerk über den Wachtberg nach Steyr geführt worden. Nun kam es zum Baubeginn der Kronprinz-Rudolf-Bahn im Frühjahr 1867.

Die Eröffnung der 1. Teilstrecke bis Steyr war am 15. 8. 1868. Bereits am 12.Mai 1868 aber kam die erste Lokomotive in Steyr an. Die Inbetriebnahme der Strecke nach Steyr verzögerte sich daraufhin noch ein wenig durch die ab dem 25. Mai 1868 durchgeführte Abbrechung und die Auswechslung der ursprünglichen, vom Ministerium aber abgelehnten Ramingbachbrücke. Am 15. August 1868 also wurde der Personen- und Frachtenverkehr von St. Valen-

tin her nach Steyr [illegible] die
Strecke Steyr-Weyer (Kaste[illegible] te
Strecke am 13. Juli 1868 die m[illegible]angen
hatte. Am 20. August 1872 wurde di[illegible] Rottenmann
eröffnet. Am 10. August 1873 wurde die St[illegible] Hieflau-Eisenerz
für den Personenverkehr eröffnet. Der Abschluß für 1872 ergab bei der Rudolfsbahn ein Reinerträgnis von 640492 Gulden 88 Kreuzer! Die Betriebsmittel: 61 Loks samt Tender, 8 Tender-Loks, 203 Personenwagen, 1279 Lastwagen.

Die Streckenführung nach Steyr war sehr billig ausgeführt worden. Die Brücke über die Enns zwischen Steyr und Garsten war nur aus Holz gebaut worden.

Auf der Strecke Amstetten - Kastenreith erfolgte am 11. 11. 1872 die feierliche Eröffnung, wobei am 30. August 1872 die erste Lok nach Waidhofen kam.

Erst als der Markt Amstetten Aktien in der Höhe von 1000 Gulden gekauft und der Realitätenbesitzer Schwarz Grund für den Bau zur Verfügung gestellt hatte, war die Entscheidung für die Abzweigung ab Amstetten getroffen worden. Es war eine äußerst gute Investition — mit riesigem Gewinn für Amstetten!

Die Kronprinz-Rudolf-Bahn ermöglichte einen Bahnanschluß für die gesamte südliche Monarchie.

Sie ist insgesamt im Bergland, ganz besonders aber durch das Gesäuse. Am 8. 2. 1924 kam eine Lawine vom Tamischbachturm nach Hieflau, erfaßte einen Zug und ein Straßenfahrzeug, staute die Enns und überschwemmte die Bahnhofanlagen. Daraufhin hat man am Berg eine Lawinenstation gebaut, wo man eine eventuelle Gefahr rasch erkennt und die Strecke sperren kann. So gefährlich die Strecke zeitweise ist, so schön ist es hier zu fahren. Dieser Flügel wurde von Haus aus besser gebaut, mit Eisenbrücken.

In Amstetten war das Heizhaus, die Werkstätte, der Bahnhof. Eine Menge leitende Bedienstete kamen aus dem Süden, aus Kärnten und Krain.

Den Konzessionären dieser Privatbahn wurden jährlich 5 % Reinertrag vom aufgewendeten Anlagekapital verrechnet (Bauspardarlehen 6 %, Tilgung 0,2 %).

Am 14. 12. 1877 kam es zur Verstaatlichung der Bahn mittels Gesetzen.

Ab 1. 1. 1880 übernahm der Staat die Betriebsführung. Am 28. 8. 1887 erfolgte die Einlösung der Aktien. Die KK Staatsbahnen behoben nun die Mängel an der Bahn, und es folgten viele technische Verbesserungen: Der Oberbau wurde verstärkt, alle Holzbrücken in Eisenbrücken ausgetauscht. Diese Arbeiten waren deshalb nötig, da die Staatsbahn über die Route Wien - Amstetten - St. Michael - Villach - Pontafel bzw. Laibach als Konkurrent zur privaten Südbahn auftrat. So bis 1924!

Fahrplanmäßig wurden schon ab 1878 direkte Züge (Schnellzüge) von Wien-West über Amstetten nach Klagenfurt oder nach Bad Ischl geführt. 1888 fuhr ein Courierzug Wien-West - Amstetten - Pontafel. Am 4. 11. 1895 ging ein Luxuszug von Wien-West bis Nizza, mit Schlaf-, Speise- und Salonwaggon.

Romantische Dampflokzeit! Man fuhr auch später von Amstetten - Bischofshofen Personenzüge. Ein ehemaliger Lokheizer (Hr. Johann Zehetner) erklärte mir, daß von Amstetten bis Bischofshofen gut 5 - 6 t Kohle verheizt wurden! Man rechne einmal hoch, wie viele tausende Tonnen das waren — für alle Züge.

Daß dabei die Importeure gute Geschäfte machten, die Bahn durch die ausländische Zulieferung erpressbar war, ist verständlich. Daß die Kohlenbarone kein Interesse zeigten, zu »elektrifizieren«, ist verständlich.

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie 1918 verlor die immer noch private Südbahn einen Hauptanteil ihrer Strecken. Von Wien bis Marburg verlief nun für Dampflok eine Strecke für Marburg - Unterdrauburg - Drautal - Pustertal über Franzensfeste bis Brenner ebenso. Die Kronprinz-Rudolf-Bahn war lediglich ab Thörl (Tarvis) weggekommen.

Die Vorrangstellung des Flügels von Amstetten währte bis zum 2. Weltkrieg. Die Deutsche Reichsbahn baute die Strecke St. Valentin - Leoben stark aus. Es wurde am Steirischen Erzberg das Erz mit der höchsten historischen Abbaurate abgebaut und zwar für das in Linz entstandene »Hermann Göringwerk« (Vöst), für das Nibelungenwerk in St. Valentin-Herzograd und die Rüstungsindustrie in Steyr. Nach dem Krieg wurde der Frachtlauf geändert, wobei die Fracht aus Osten (St. Pölten - Melk) bis St. Valentin gebracht wurde und nicht mehr über Oberland und die Demarkationslinie Gaflenz. Heute sind beide Strecken voll ausgebaute Hauptstrecken, mit elektrischem Betrieb.

Eine sehr bezeichnende Situation ersieht man aus einem Bericht des »Boten von der Ybbs« vom 27.08.1882, vor gut 100 Jahren. Man sprach von Benachteiligung der Strecke über Waidhofen — aber man kann an der interessierten Teilnahme von Persönlichkeiten an der ersten Fahrt erkennen, wie wertvoll diese Bahn der Bevölkerung war. Jetzt, nach bald 122 Jahren des Bestehens dieser Bahn, weiß man, wie verbunden man mit dieser Einrichtung ist. Man hat sich so an sie gewöhnt!

Die Verwaltungen

Ursprünglich war die Verwaltung der Kronprinz-Rudolf-Bahn in Laibach. Nach dem 1. Weltkrieg reichte die Dion Villach bis Amstetten und St. Valentin. Noch vor dem 2. Weltkrieg wurden die Direktionen unter den Bundesländern geteilt, entsprechend war für uns die Dion Linz. Erst nach dem 2. Weltkrieg kam Amstetten zur Dion Wien. St. Valentin, obwohl in NÖ gelegen, kam zur Dion Linz.

Mit Einführung der Postleitzahlen 1966 hat jedes Bundesland eine eigene Tausenderzahl (NÖ 3000, OÖ 4000). Da hat St. Valentin die Postleitzahl Oberösterreich, jedoch mit NÖ neben der Zahl. Anders in OÖ. auf unserer Strecke Gaflenz - Weyer, die haben die n.ö.Zahl mit 33.

Um die Jahrhundertwende hatte man große Pläne für Lokalbahnen. Es war eine NÖ. Landesbahn von St. Pölten über St. Leonhard/Forst - Wieselburg/E. - Gresten und eine noch zu schaffende Verbindung nach Ybbsitz zu machen. Das kam jedoch nicht mehr zustande, deswegen ein Torso in Ybbsitz.

Die Ybbstalbahn — wie sie im Volk verwurzelt ist — beschreibt ein Heimatdichter, Dr. Fritz Simhandl, in seinem Buch »Gnade der Heimkehr« so treffend und lebensnah, daß es mir nicht geziemt, noch etwas hinzuzufügen. Er war nach dem 2. Weltkrieg ein Pendler auf dieser Strecke.

Der Augenblick zählt

Ein Birnbaum-Mosaik

(Kräuterpfarrer Hermann-Josef Weidinger)

Adeliger Herkunft. Das Wesen von schenkender Fülle geprägt. Harmonie umschwebt die strenge Formkraft. Das ist der Birnbaum. Aus der Familie der Rosengewächse.

Kraftvoll verwurzelt in der stoffbringenden Erde. Der Birnbaum, im Volksdenken heilig. Als Sitz guter Geister. Die dem Menschen wohlgesinnt waren. Sie beschützten das Haus, beeinflußten die Fruchtbarkeit.

Bäume sind Symbole des Menschen. Die Wurzel kennzeichnet die Erdverbundenheit. Der »aus Erde ist und zur Erde wieder zurückkehrt«. Der Stamm drückt die Strebsamkeit und Selbstachtung aus. »Für die Ewigkeit geschaffen.« In der Krone kommt die fleißige Arbeit der Wurzel und des Stammes erst richtig zur Geltung. »Unbemerkt und unbelohnt.«

Die »Mostviertler« sind stolz auf ihre Obstbaumzeilen. Lassen den Menschen das ganze Jahr über den Lebenszyklus der Natur mitgehen. Schon von weitem grüßen die großen Obstbäume in Obstgärten, auf Wiesen und auf Feldern. Machen das Land zu einer unverwechselbaren Kulturlandschaft.

Speisebirnen, frisch vom Baum. Sind eine Besonderheit. Reinigen die Nieren. Treiben den Harn.

Klärbirnen sind Mostbirnen. Mit hohem Gerbsäureanteil. Sie eignen sich für Dörr- oder Birnkletzen. Hier gilt aus alter Erfahrung die Qualitätsregel: »Saure Birnen, süße Kletzen.«

Trester ist der Preßrückstand. Hervorragender Grillbrennstoff.

Obstbrand, ein wertvolles, gesundes Ansatzmittel. Um Kräuterextrakte und Tinkturen selbst herstellen zu können.

Kräuterliköre mit Bauernschnaps. Nach alten Rezepten bereiten. Interessierten gebe ich gerne nähere Auskunft.

Der Obstler tut dem Magen gut. Mäßig und vernünftig eingenommen. **Hilfreich bei Migräne, Kopfschmerzen und Gicht.** Einreibungen an den schmerzenden Stellen.

Obstmost oder Obstwein ist wieder im Vormarsch. Der gesundheitliche Wert und die Eignung als Mittags- und Jausentrunk, haben den Most erneut interessant werden lassen. Ein guter Durstlöscher bei harter Arbeit.

Das Trinken von Obstwein bringt viele Vorteile. Gesundheitsfördernd, vor allem vorbeugend gegen Gastritis und Magengeschwüre. — Ein preiswertes, bodenständiges und naturbelassenes Erzeugnis.

Des Mostes Heilwert. Gut gegen Wassersucht, Hämorrhoiden, Stein-, Gichtleiden und Rheuma.



Waidhofen an der Ybbs und die Kulturgeschichte der Eisenwurzen — ein neues Projekt im Entstehen

(Dr. Peter Maier)

Am 21. Februar 1994 hat der Senat der autonomen Stadt Waidhofen an der Ybbs einstimmig beschlossen, im Rahmen des Drei-Länder-Projektes »Eisenstraße« (1998) ein »Kulturzentrum Eisenwurzen« einzurichten. Das Projekt gehört zu den 18 detailliert ausgearbeiteten Vorhaben, die im Frühjahr 1994 bei der Niederösterreichischen Landesregierung zur Realisierung eingereicht worden sind; insgesamt existieren für den Bereich der Oberösterreichischen, Niederösterreichischen und Steirischen Eisenstraße 157 Projekte, die geplant, in Arbeit oder bereits realisiert sind (Stand: Mai 1994). Die Aktualität des Themas gibt den Anlaß, das geplante Waidhofner »Kulturzentrum Eisenwurzen« in seinen wichtigsten Linien hier zu beschreiben und dem interessierten Publikum des Bezirkes Amstetten vorzustellen.

1. Entwicklung und Festigung einer Idee

In den Statuten des Vereins NÖ Eisenstraße, die seit 7. Juli 1990 bestätigt sind, wird der »Aufbau eines Informationszentrums für die sach- und regionsbezogene Forschung« als eines der speziellen Vereinsziele genannt. Im Anschluß an die offizielle Gründung des Vereins (28. September 1990) wurden zu Waidhofen an der Ybbs im November 1990 und im März 1991 Überlegungen über die »Installation einer zentralen Studienbibliothek für die NÖ Eisenstraße« angestellt.

Man ging davon aus, daß die reichen Bestände des Stadtarchivs und der Bezirksbibliothek ein guter Grundstock wären zur Einrichtung einer umfassenden Dokumentation für wissenschaftliches Arbeiten über verschiedenste Themen im Hinblick auf die Eisenerzeugung. Um ein effizientes Arbeiten zu ermöglichen, sollte die Dokumentation mit nationalen und internationalen Fachinstitutionen vernetzt werden.

Im Juni 1992 fand eine weitere Arbeitssitzung statt, in der versucht wurde, die Waidhofner Stadtgeschichtsforschung mit den Forschungsinteressen der NÖ Eisenstraße zu koordinieren. Dabei wurden mehrere Zielvorstellungen erarbeitet: Wissenschaftliches Dokumentationszentrum Eisenstraße; Integration der drei Institutionen Stadtarchiv, Bezirksbibliothek und Dokumentation Eisenstraße; räumliche Unterbringung von Stadtarchiv, Bezirksbibliothek und Dokumentationszentrum sowie Stadtbücherei im Gebäude der ehemaligen Lehrwerkstätte; Begründung einer wissenschaftlichen Publikationsreihe »Waidhofner Beiträge zur Geschichte der Eisenwurzen«.

Am 8. Juli 1992 trat in Waidhofen der »Wissenschaftsausschuß der NÖ Eisenstraße« zu seiner konstituierenden Sitzung zusammen. Das Gremium hat sich folgende Ziele gesetzt: wissenschaftliche Begleitung regionaler und kommunaler Projekte; Förderung überregionaler Grundlagenforschung; Kontakte zu wissenschaftlichen Einrichtungen und Fachwissenschaftlern.

Zahlreiche Besprechungen und Überlegungen während des Sommers 1993 haben ergeben, daß es ausgesprochen zweckmäßig ist, die geplante wissenschaftliche Sammlung bzw. Dokumentation zur Kulturgeschichte des Eisens und der Eisenwurzen nicht auf Niederösterreich zu beschränken, sondern großräumig zu denken und den gesamten Bereich der drei Eisenstraßen-Vereine zu erfassen.

Ebenfalls seit Sommer 1993 intensivieren sich konkrete Anstrengungen, die geplante wissenschaftliche Informationsstelle über die Eisenwurzen zusammen mit dem Stadtarchiv und der Bezirksbibliothek in das laufende Großprojekt der Altstadt-Revitalisierung zu integrieren. Das einzigartige Bauwerk der 1890 errichteten »Lehr- und Versuchswerkstätte zur Hebung der Kleineisenindustrie« liegt an so markanter Stelle des Stadtzentrums, daß ihm eine zentrale Bedeutung in der revitalisierten Altstadt zugeteilt werden muß. Die Einmaligkeit der Bausubstanz und die Größe der Räumlichkeiten verlangen eine Revitalisierung des Gebäudes, die der kulturellen und wirtschaftlichen Tradition Waidhofens entspricht. Das geplante Kulturzentrum Eisenwurzen soll geschichtliche Entwicklung und Tendenzen der Gegenwart zusammenführen und als Kristallisationskern künftiger Entwicklungen fungieren.

Aufarbeitung und Darstellung der Vergangenheit bilden eine tragende Säule der Geschichtsforschung. Eine Zentralstelle für Heimatforschung, die nicht nur die Stadt Waidhofen, sondern den Bezirk Amstetten und den gesamten Bereich der Eisenwurzen umfaßt, wird im geplanten Kulturzentrum eine wichtige Funktion erfüllen. Die reichen Archivbestände der Stadt, die Bezirksbibliothek und die Dokumentation Eisenwurzen sollen für den Unterricht in den Schulen, für die Heimatforschung und für spezielle Forschungsbereiche der Universitäten ausgewertet werden. Die Stadtbücherei soll mit neuen literarischen Schwerpunkten (z.B. Literatur aus den Eisenwurzen) neben der Zentralstelle für Heimatforschung Platz finden. Ausstellungsräume für moderne Kunst, Vortrags- und Schulungsräume für Kulturbereich und Wirtschaft bilden ebenfalls dringende Desiderate.

Diese und weitere Vorschläge wurden seit Sommer 1993 eingehend diskutiert und geprüft. Am 1. Oktober 1993 wurde das Thema »Kulturzentrum« in einer Klausurtagung behandelt. Am 27. November 1993 wurde die »Dokumentation Eisenwurzen« begründet.

Am 21. Februar 1994 hat schließlich der Stadtsenat von Waidhofen an der Ybbs einstimmig die Errichtung des Kulturzentrums Eisenwurzen als grundsätzlichen Beschluß in sein Programm aufgenommen. Damit haben die bisherigen Pläne und Überlegungen eine greifbare Gestalt gewonnen. Nun geht es darum, realisierbare Schritte in die Tat umzusetzen.

2. Waidhofen — eine dynamische Gemeinde

Man könnte die Frage stellen: Warum soll gerade in Waidhofen ein Kulturzentrum Eisenwurzen entstehen? Die Antwort liegt in der geschichtlichen Entwicklung.

Waidhofen hat sich durch Jahrhunderte als kraftvolle Gemeinde bewährt und war stets ein dynamisches Zentrum im Ybbstal. Bereits die ältesten schriftlichen Zeugnisse der Stadt bestätigen die Attraktivität Waidhofens. Um 1190 geht eine Streitsache zwischen Bischof Otto II. von Freising und Graf Konrad von Peilstein um die Burg Konradsheim und den Markt Waidhofen bis in die höchste Instanz — nämlich bis zu Kaiser Heinrich VI. (1190 - 1197).

Ungefähr vierzig Jahre später besingt Neidhart von Reuental in seinen Winterliedern das Schwert Fridebrechts des Jüngeren. Dabei rühmt er die vortreffliche Qualität der Waidhofner Eisen-

erzeugnisse. Das heißt: Waidhofen und seine tüchtigen Schmiede waren um 1230 [illegible] nicht unbekannt.

Bereits **vor** 1246 hatten die Waidhofner Bürger vom Landesherrn das Recht erhalten, in ihrer Gemeinde Märkte für Eisen und andere Waren abzuhalten; (näheres darüber unter Punkt 5).

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts werden im Fondaco dei Tedeschi, dem Handelshaus der Deutschen in Venedig, die »berühmten Herrn und reichen Händler aus Waidhofen in Österreich« ebenso gerühmt wie jene aus Ulm, Augsburg und Nürnberg. Der Handel mit Venedig blüht derart, daß die Waidhofner gewisse Regelungen des Landesfürsten offenbar überschreiten. Am 22. Dezember 1372 schreibt nämlich Herzog Albrecht III. an den Rat und die Bürger von Waidhofen, daß »Ihr anders handelt, als wir Euch erlaubt haben, und daß unsere Städte (nämlich die landesfürstlichen) dadurch großen Schaden erleiden. Wir empfehlen Euch und meinen ernstlich, daß Ihr das künftig nicht mehr tut und daß Ihr unsere Gnade in dem Maße nützet, wie wir sie Euch gewährt haben.« — Den deutlichen Worten Herzog Albrechts ist nichts hinzuzufügen!

Eine außerordentliche Dynamik erfüllt die Waidhofner Bürgerschaft im 16. Jahrhundert. Ein aufgeschlossener Geist und Mut zum Wagnis führen in Waidhofen zu einem ehrgeizigen politischen Experiment. Der Rat der Stadt setzt die obrigkeitlichen Ansprüche und das Streben nach Autonomie allerdings zu hoch, sodaß das gesamte Experiment zum Scheitern verurteilt war.

Um 1600 steht Waidhofen an einem Tiefpunkt, aber eine neue geistige und wirtschaftliche Entwicklung verleiht der Stadt im 17. und 18. Jahrhundert Dynamik und Anerkennung.

Große Umwälzungen bringt das 19. Jahrhundert, aber auch in dieser Entwicklung steht Waidhofen an seinem Platz. Waidhofen erhält 1869 die Autonomie und damit eine rechtliche Sonderstellung. Der wirtschaftliche Niedergang der Kleineisenindustrie wird durch andere Wirtschaftszweige ausgeglichen. Im 20. Jahrhundert steht Waidhofen als lebensvoller Mittelpunkt im Ybbstal: als begehrtes Zentrum des Fremdenverkehrs, als Schulstadt mit vielfachem Angebot, als Handels- und Gewerbezentrum, als Verwaltungszentrum mit vielen Bezirksorganisationen und nicht zuletzt als Mittelpunkt für die Krankenversorgung.

So trägt Waidhofen als Kristallisationskern seit Jahrhunderten und insbesondere heute eine wichtige Funktion im Ybbstal. Waidhofen hört nicht bei den Stadtgrenzen auf, sondern strahlt weit darüber hinaus.

3. Kulturpolitische Überlegungen

Wir leben in einer Zeit, in der bisherige Ordnungen und Größen plötzlich zerbrechen, ohne entsprechende Gegenwerte zu hinterlassen. Freizeit, Geld, Konsum und Vergnügen stellen den heutigen Menschen nicht mehr zufrieden. Wirtschaftliche Rezession zwingt zum Sparen und Umdenken. Neue Wertvorstellungen rücken in den Vordergrund.

In der Kulturpolitik ist festzustellen, daß der Mensch durch gesunde Pflege der Tradition und durch echte Verwurzelung in seiner Geschichte jene Kräfte wiederfindet, die ihm in einer unsicheren Zeit Orientierung und Stütze geben. Verständnis der eigenen Geschichte und Pflege überlieferter Kulturgüter fördern die soziale Kommunikation innerhalb der Orte und Gemeinden; aus einem Nebeneinander kann eine lebendige Gemeinschaft werden.

Europa ist auf dem Weg zur Einheit. Österreich wird volles Mitglied der Europäischen Union. Unwillkürlich stellen wir uns die Frage: Was wird da auf uns zukommen? Werden wir in einem »europäischen Eintopf« landen — oder wird das geeinte Europa erfahrbar sein in jener Vielfalt der Kulturen, aus denen es im Laufe der Jahrtausende gewachsen ist?

Eine Europäische Union, in der zugleich die Vielfalt ihrer Kulturen sichtbar wird, entsteht nicht ohne entsprechende Anstrengungen. Das weiß man auch in Straßburg, wo Vertreter des Europarates sich bemühen, uns die Kulturen einzelner Epochen und Länder näherzubringen.

Ein wichtiges Vorhaben dazu ist die Einrichtung europäischer Kulturwege, z.B. der Pilgerweg nach Santiago, die Europäische Barockstraße, die Route entlang der großen Zisterzienserklöster. Auf diesen Kulturwegen soll die Vielfalt europäischer Kultur erfahren und erlebt werden können.

Von diesen Projekten sind die europäischen Eisenstraßen von spezieller Bedeutung. Seit ca. 800 vor Christi Geburt wird in Europa Eisen erzeugt. Die zahlreichen Sagen Europas — vom griechischen Hephaistos bis zu den Schmiedezwergen der Germanen — geben uns Einblick in die neue Welt des Eisens. Die Etrusker und Römer haben in der Toskana Eisen produziert. Für das heutige Österreich bildet die Hallstattzeit die erste Epoche der Eisenkultur. Das römerzeitliche »ferrum Noricum« in unserem Gebiet füllte eine weitere Epoche.

Die reiche Kulturgeschichte des Eisens soll durch drei große europäische Eisenstraßen erfahrbar werden: eine westliche Route von Spanien bis in die Schweiz, eine östliche Route von der steirischen Gußeisenzone über Burgenland und Ungarn bis Norwegen und die zentrale Route von Kampanien bis England. — Als 5. und 6. Zone sind die Steirische Eisenstraße und unsere Niederösterreichisch-Oberösterreichische Eisenstraße in die Zentralroute der Europäischen Eisenstraße eingebaut.

4. Geschichte und Tradition der Eisenwurzen

Im großen Rahmen der europäischen Eisenstraßen gewinnen Geschichte und Tradition unserer Eisenwurzen neue Dimensionen. Wir sehen plötzlich, daß wir mit unserem Eisen nicht allein dastehen. Wir spüren den Drang, über unsere Grenzen hinauszusehen. Was bedeutet der Begriff »Eisenwurzen«? Mit »Wurzel des Eisens« hat man ursprünglich den steirischen Erzberg umschrieben. Aber seit wann wird das Gebiet der Kleineisenindustrie nördlich des Erzberges als »Eisenwurzen« bezeichnet? Im 19. und 20. Jahrhundert ist der Name üblich; aber wie steht es damit vor 1800?

Für diese Zeit sei nur ein Beispiel genannt: die Urkunde des ungarischen Königs Andreas III. (1290 - 1301), des letzten aus dem Geschlecht der Arpaden. Die Urkunde entstand 1291 (FRA II/15, Nr. 177, S. 174-176). Zu der Zeit existierte in Rußland ein Teilreich der Mongolen, das später mit dem Namen »Goldene Horde« bezeichnet wurde. Die Goldene Horde hat zwischen 1250 und 1300 zahlreiche Kriegszüge nach Polen und Ungarn unternommen. Auf diesem Hintergrund entstand unsere Urkunde. Sie erzählt, daß der Ort Torotzko unter dem letzten Mongoleneinfall schwer getroffen wurde. In Torotzko lebte eine eigenständige Gemeinde österreichischer Berg- und Eisenfachleute. Torotzko lag in Siebenbürgen, ca. 30 km südlich von Klausenburg in den nord-östlichen Ausläufern des Siebenbürger Erzgebirges. Die Gemeinde setzte sich zusammen aus Bergknappen, Köhlern, Landwirten, Eisengießern, Schmieden, Meistern und gewöhnlichen Arbeitern. Mehrmals wird betont, daß sie für ihre Aufgaben aus Österreich gerufen wurden. Bei der Beschreibung ihrer Rechte und Freiheiten heißt es, daß sie dieselbe Stellung haben sollen, wie sie die Bergknappen und Schmiede im oberen Österreich besitzen. Dann wird noch gesagt, daß die Bergarbeiter in Torotzko aus dem Raum »Eisenwurzel« berufen worden sind. — Die Angaben sind klar:

[illegible] Herzogtum Österreich [illegible]

Dieses eine Beispiel bringt uns auf den Geschmack, hier im Raume der Eisenwurzen weiterzuforschen — aber dazu braucht man spezielle Unterlagen, die an einer zentralen Stelle gesammelt und zugänglich sein müssen.

5. Schlüssel zum Eisenerz und zur Kulturgeschichte des Eisens

Die Stadt Waidhofen an der Ybbs besitzt eine Reihe von Dokumenten, die ihr durch Jahrhunderte einen Vorrang in den Eisenwurzen zuweisen. Beginnen wir mit den älteren Quellen.

Die Urkunde des Königs Ottokar für Waidhofen, vom Dezember 1266 (CDB V/3, Nr. 1383, S 260 f.), ist nicht nur das älteste Zeugnis einer Bürgergemeinde in Waidhofen, sondern gleichzeitig ein klarer Beweis für die wirtschaftliche Bedeutung Waidhofens. In ihr wird gesagt, daß die Bürger von Waidhofen seinerzeit bereits durch die Babenberger — also **vor** 1246 — verbriefte Rechte erhalten haben, in ihrer Stadt Märkte für Eisen und andere Waren abzuhalten. Diese Rechte sollen weder durch die Bewohner von Aschbach noch durch andere behindert werden.

König Friedrich III. erläßt am 6. Juni 1448 das sogenannte Gau-Handelsprivileg. Dieses Privileg ist eine Bestätigung und Sicherung des alten Herkommens der Stadt Waidhofen und der Gemeinden Aschbach, Amstetten, St.Peter in der Au, Wallsee, Ulmerfeld, Steinakirchen am Forst, Scheibbs und Purgstall zum alleinberechtigten Handel auf dem umliegenden Lande. Die Stadt Waidhofen wird darin an erster Stelle genannt. Dadurch wird ihr Vorrang in der Märktelandschaft des Ybbs- und Erlauftales betont.

König Maximilian I. bestätigt am 10. Dezember 1496 das Gau-Handelsprivileg und erweitert es auf die Stadt Ybbs und die Gemeinden Haag, Ardagger, Blindenmarkt, Seitenstetten und Ybbsitz.

Nach dem großen Stadtbrand richtet die Waidhofner Bürgerschaft im Jahre 1515 ein Bittgesuch an Kaiser Maximilian um Unterstützung, damit die abgebrannte Stadt, der »Schlüssel zum Eisenerz«, wieder aufgebaut werden könne. In dem Schreiben heißt es, daß die Stadt Waidhofen sich seit jeher bemüht habe, ihre Eigenständigkeit zu wahren, um das Eisenerz und das ganze Gebirge, dessen Schlüssel sie sei, zu behüten und zu beschirmen, wie bisher geschehen sei. Eine Unterstützung zum Wiederaufbau der Stadtmauern und Türme sei deshalb nötig, damit die Befestigungen nicht nur für Waidhofen Rettung und Sicherheit sind, sondern »vor allem für das ganze Eisenerz und das Gebirge, zu dem die Stadt ein Schlüssel ist« (Becker, Der Ötscher und sein Gebiet I, S 353-354).

Aus einem Waidhofner Ratsprotokoll des Jahres 1603 wird ersichtlich, daß die Bezeichnung »Die Stadt Waidhofen als das Haupt zur Eisenstraß unter der Enns« zu der Zeit durchaus üblich war (Hs. 1/6 S. 175r). — Wenn die Vertreter der heutigen Steirischen Eisenstraße ein Dokument aus dem Jahre 1625 als ihr ältestes Zeugnis anführen, dürfen die Waidhofner mit Zufriedenheit festhalten, daß für ihre Stadt die Bezeichnung »Haupt zur Eisenstraß unter der Enns« bereits um 1600 selbstverständlich war.

Im 18. Jahrhundert blüht die Waidhofner Eisenindustrie. 1735 wird die »Waidhofner Sensencompagnie« gegründet. Parallel dazu existiert die »Geschmeidehandlungscompagnie«. Beide Kompagnien fördern den Provianthandel nach Innerberg und die Absatzmöglichkeiten der Eisenprodukte.

Wegen der Treue Waidhofens im Erbfolgekrieg bestätigt Erzherzogin Maria Theresia am 11. Mai 1742 dem Richter und Rat der Stadt Waidhofen die alten Privilegien und Freiheiten. In der Folge erreicht die Waidhofner Eisenindustrie ihre letzte große Blüte.

Am Ende erhebt sich nun die Frage: Bleibt für uns Spätgeborene wirklich nur die Erinnerung an glorreiche Zeiten, wie sie durch die Inschrift am Ybbsturm: »Ferrum chalybsque urbis nutrimenta« zum Ausdruck kommt? — Die gegenwärtigen mutigen und weitblickenden Bemühungen um die Altstadt-Revitalisierung schließen mit ein, daß Waidhofen aufs neue eine Funktion als »Schlüssel zum Eisenerz« aufnimmt. Eine der künftigen Schlüsselfunktionen Waidhofens wird darin bestehen, Wege und Zugänge zu öffnen zur reichen Kulturgeschichte des Eisens im gesamten Bereich der Eisenwurzen. Bei den Anwohnern und Freunden der Eisenstraßen sind diesbezüglich schon breitgefächerte Interessen wach geworden. Um auf diese Wünsche zeitgerecht zu reagieren, wurde im November 1993 der erste Versuch einer geschichtlichen Bibliographie mit kulturtouristischem Aspekt für die gesamte Eisenwurzen gewagt.

Diese Bibliographie dient als Arbeitsplan zum Aufbau der Dokumentation Eisenwurzen und hat folgende Struktur: 1. Allgemeines; 2. Montangeschichte; 3. Eisenwurzen — Eisenstraßen; 4. Museen und Schaubergwerke; 5. Stadt Waidhofen an der Ybbs; 6. Gemeinden und Orte der Eisenwurzen; 7. Literarisches aus den Eisenwurzen; 8. Bibliographien, Bibliotheken und Institutionen. In dieser Zusammenstellung sind insgesamt etwa 500 Titel erfaßt worden.

Seit Dezember 1993 wird am provisorischen Aufbau der Dokumentation Eisenwurzen gearbeitet. In einem schmalen Finanzierungsrahmen ist die Dokumentation Eisenwurzen bereits im ersten Halbjahr 1994 bei der Neuanschaffung von Büchern berücksichtigt worden. Die Dokumentation Eisenwurzen wird im Rahmen der Bezirksbibliothek aufgebaut und bleibt damit verbunden, weil zahlreiche Werke sowohl für die Bezirksbibliothek wie für die Dokumentation Eisenwurzen grundlegende Bedeutung haben. Inhaltlich wird die Dokumentation Eisenwurzen auf den geographischen Bereich der drei Eisenstraßen-Vereine ausgerichtet. Die regionale Bedeutung der Bezirksbibliothek wird dadurch in besonderer Weise angehoben.

Mit dem entstehenden kulturtouristischen und wissenschaftlichen Informationszentrum zur Geschichte der Eisenwurzen wird ein großes Desiderat verwirklicht. Geschichte und Vielfalt der Kulturen bilden heute eine besondere touristische Attraktion; das wird im zusammenwachsenden Europa noch wesentlich stärker zur Geltung kommen. Durch seine Tradition, seine zentrale Lage und seine reichen archivalischbibliothekarischen Bestände ist Waidhofen an der Ybbs in der Lage, ein entsprechendes Informationszentrum für den Bereich der Eisenstraßen aufzubauen. Integriert in das Großprojekt der Altstadt-Revitalisierung soll das Kulturzentrum Eisenwurzen geschichtliche Entwicklung und Tendenzen der Gegenwart zusammenführen und Entwicklungstendenzen der Zukunft herauskristallisieren. Die Beschäftigung mit der Geschichte stärkt die eigene Identität und führt zu einer echten Verwurzelung in der Tradition; ein gesundes Regionalbewußtsein ist wiederum ein wichtiges Element in der Entwicklung unseres Landes. Das sind Aufgaben und Projekte, die ein volles Engagement rechtfertigen, speziell heute, im Hinblick auf ein großes Europa.

Der biologische Landbau

Franz Heissenberger

Berater für den biologischen Landbau in der NÖ Landes-Landwirtschaftskammer

Immer mehr Bauern stellen ihre Betriebe auf biologische Wirtschaftsweise um. Waren es im Jahr 1990 1.500 Betriebe in ganz Österreich, sind es im Jahr 1993 9.000 gewesen und 1994 wird es bereits 13.000 Bio-Betriebe geben. In Niederösterreich gibt es derzeit ca. 2.000 biologisch wirtschaftende Betriebe.

Im politischen Bezirk Amstetten ist gleichfalls ein sehr starker Anstieg der Anzahl der biologischwirtschaftenden Betriebe feststellbar.

Was ist biologischer Landbau?

Im biologischen Landbau versucht man, in möglichst geschlossenen Kreisläufen zu wirtschaften und die ökologischen Gleichgewichtszustände zu erhalten bzw. herzustellen. Im ökologischen Sinn wird jede Art von Überdüngung vermieden. Schädlings- und Krankheitsbefall der Kulturpflanzen werden durch geeignete Bewirtschaftungsmaßnahmen und eine ökologisch orientierte Landschaftsgestaltung reguliert. Hauptaugenmerk wird dabei auf Humusaufbau und abwechslungsreiche Fruchtfolge gelegt. Weiters wird versucht, Haustiere möglichst tiergerecht zu halten. Um diese Ziele sicherzustellen, gibt es in Österreich seit 1984 Codexrichtlinien, die die Produktion und das in Verkehr bringen biologisch produzierter Lebensmittel regeln.

Die Produktionsrichtlinien im Bio-Landbau!

Düngung

Wirtschaftsdünger aus dem eigenen Betrieb, sowie zugekaufte Wirtschaftsdünger nach entsprechender Aufbereitung werden verwendet. Keinesfalls dürfen solche aus Intensivtierhaltung stammen. Weiters dürfen Rohphosphate und Kalk zur Düngung verwendet werden, wenn die Notwendigkeit besteht. Zur Düngung dürfen keine wasserlöslichen Düngemittel und kein Klärschlamm oder Klärschlammkompost verwendet werden. Durch geeignete Fruchtfolgemaßnahmen können Lücken in der Nährstoffversorgung geschlossen werden.

Pflanzenschutz

Wird in erster Linie durch geeignete Anbaumethoden wie z. B. abwechslungsreiche Fruchtfolge, Anbau standortgerechter Pflanzen, durchgeführt. Zur Unterstützung dieser Maßnahmen können die mechanische Unkrautregulierung und die Anwendung von natürlichen Pflanzenschutzmitteln dienen. Keinesfalls dürfen im Pflanzenschutz chemisch-synthetische Mittel verwendet werden. Die Umstellung des gesamten Betriebes ist erforderlich.

Neben den pflanzenbaulichen Richtlinien gibt es auch Richtlinien, die eine flächengebundene und tiergerechte Nutztierhaltung auf Bio-Betrieben regeln. Es dürfen je ha landwirtschaftlicher Nutzfläche höchstens 2,5 Düngegroßvieheinheiten gehalten werden. Jedem Tier muß ein Mindestmaß an Bewegungsmöglichkeit zur Verfügung stehen — dafür sind in den Richtlinien gewisse Mindeststandflächen je Tier vorgesehen. Weiters muß jedem Tier Auslauf oder Weidegang an mindestens 180 Tagen gewährt werden. Zur Fütterung der Tiere wird grundsätzlich nur Futter aus biologisch wirtschaftenden Betrieben verwendet. Sind Futterzukäufe notwendig, und können diese nicht aus biologischer Landwirtschaft beschafft werden, dürfen max. 15%, bezogen auf die Trockensubstanz, je Tierart und Ration zugekauft werden. Es dürfen auch nur bestimmte Futtermittel zugekauft werden. Rauhfutter oder Grundfutter darf nur in Notsituationen zugekauft werden.

Kontrolle und Anerkennung

Die Kontrolle und Anerkennung zum Bio-Betrieb ist ein wesentlicher Bestandteil der Richtlinien. So muß jeder biologisch wirtschaftende Betrieb vor Beginn des Kalenderjahres beim Landeshauptmann gemeldet sein. Er muß Aufzeichnungen über Betriebsmittelzukäufe, tierärztliche Behandlungen und Produktverkäufe führen. Diese Aufzeichnungen und die Meldung dienen in erster Linie der Kontrolle. Die Kontrolle selbst wird von unabhängigen, durch den Landeshauptmann anerkannten Kontrollstellen durchgeführt. Dazu ist es notwendig, daß jeder Bauer mit einer Kontrollstelle (derzeit gibt es in Niederösterreich 6 Kontrollstellen) einen Vertrag abschließt. Diese Stelle führt dann unangemeldete Kontrollen am Betrieb durch. Die Kontrollorgane prüfen, ob die Richtlinien eingehalten werden, verfassen ein Kontrollprotokoll und leiten dieses an die jeweilige Kontrollstelle weiter. Von dieser wird dann die Anerkennung und Zertifizierung durchgeführt. Bevor ein Bio-Betrieb erstmals anerkannt wird, muß er eine mindestens 2-jährige Umstellungszeit nachweisen, in der die Produktionsrichtlinien bereits eingehalten wurden.

Wie sind Bio-Produte gekennzeichnet?

Ist ein Betrieb anerkannt, dann darf er seine Produkte mit folgenden Bezeichnungen vermarkten: »aus biologischem Landbau«, »aus biologischem Anbau«, »aus ökologischem Anbau oder Landbau«, »aus biologischer Landwirtschaft«.

Anders bezeichnete Produkte wie z.B. »aus naturnahem Anbau«, »aus kontrolliertem Anbau« sind keine Bio-Produkte. Zusätzlich zu den oben angeführten Bezeichnungen kann noch das Markenzeichen eines Bio-Verbandes am Produkt ersichtlich sein. Diese Verbände garantieren ihrerseits mit dem jeweiligen Markenzeichen für biologische Qualität.

Die meisten Bio-Bauern in Österreich sind in Verbänden zusammengeschlossen.

Folgende Bio-Verbände haben in Niederösterreich Mitglieder, bei diesen können die entsprechenden Mitgliederlisten unter anderem für den politischen Bezirk Amstetten angefordert werden:

Landesverband Niederösterreich
organisch-biologisch
wirtschaftender Bauern
Wickenburggasse 14/9
1080 Wien
bekannt als Ernte-Verband
Tel.Nr. 0222/4020646

Österreichischer
Demeterbund
Rosensteingasse 43
1170 Wien
Tel. Nr. 0222/461457

Verein Erde und Saat
Kontaktadresse NÖ
Halbmayr Ernst
St. Johann 25
3352 St.Peter in der Au
Tel. Nr. 07282/7007

Verein Dinatur
Lechen 23
8232 Grafendorf/Hartberg
Tel. Nr. 03338/2445

[illegible]
[illegible] andbau
[illegible]
[illegible] 52
Tel. Nr. 02944/8263

Fördergemeinschaft für
gesundes Bauerntum
Nöbauerstraße 22
4060 Leonding
Tel. Nr. 0732/675363

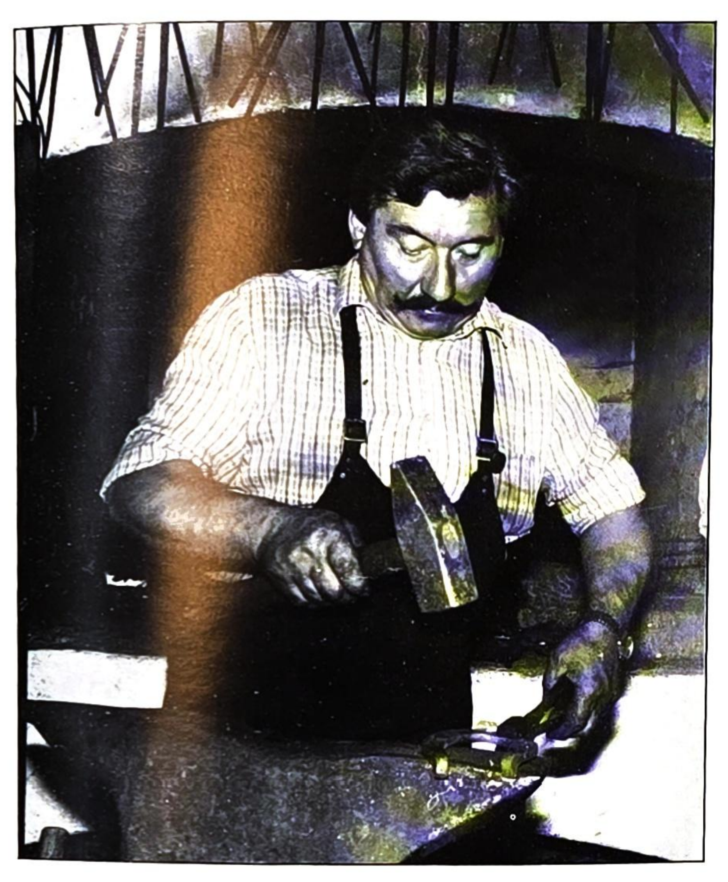
Welche Produkte werden von den Bio-Bauern produziert?

Die angebotene Produktpalette reicht heute vom Getreide über Erdäpfel und Gemüse bis hin zu Verarbeitungsprodukten verschiedenster Art. Ebenso verschieden ist auch die tierische Produktpalette. Sie umfaßt Kuhmilch und Kuhmilchprodukte sowie Schaf- und Ziegenmilchprodukte, aber auch verschiedene Fleisch- und Fleischprodukte werden zunehmend angeboten. Der Ab-Hof-Verkauf ist im Bio-Landbau immer noch die bedeutendste Absatzmöglichkeit. Zunehmend werden Bio-Produkte aber auch in verschiedenen Geschäften angeboten. Der Aufbau von organisierten Vermarktungsformen für diese Produkte wird für die Weiterentwicklung des Bio-Landbaues unumgänglich sein.



Themenpark Eisenstraße — Die Wiederbelebung einer europäischen Region

(Bertl Sonnleitner)



Eigentlich waren es in Niederösterreich nur wenige vom Thema und seiner Einzigartigkeit Überzeugte, welche sich 1988, als seitens Gleichgesinnter aus der Steiermark sowie aus Oberösterreich der Gedanke eines alle diese Landesteile betreffenden Natur- und Kulturprojektes EISENSTRASSE auftauchte, der Sache annahmen und tätig wurden. Ybbsitz, heute Sitz der Geschäftsführung der NÖ Eisenstraße, Waidhofen/Ybbs und der wegen seines in Eigeninitiative schon 1987 restaurierten Sichelhammers vorbildliche kleine Ort Opponitz wurden zu Vorreitern, denen sich bald zehn weitere Gemeinden des Ybbs- und Erlauftales anschlossen und 1990 mit der Gründung eines Vereines dieser Idee zum Durchbruch verhalfen. Seither auf 16 Mitgliedsgemeinden angewachsen, wurden mehrere Projekte, Präsentationspunkte bzw. Themenwege bereits realisiert, z.B. der »Fahrngruberhammer« samt Köhlereimuseum in Ybbsitz, der »Alte Rauheisenweg« in Verbindung mit einer Dokumentation »Rauheisentransport« in Gresten/Land, der »Grabnerhammer« in Gaming sowie ein Präsentationspunkt »1000 Jahre Gleiß« in der Gemeinde Sonntagberg. Neun weitere sind in Arbeit und 26 in Planung.

Im Vergleich zu der in diesem Bereich Jahrzehnte währenden Lethargie, muß die Fülle von Aktivitäten heute, kaum vier Jahre nach Gründung des Vereines, verwundern. Doch schon gibt es neue Pläne, Zukunftskonzepte, Strategien, Leitbilder und als vorerst letztes Ziel das große »Drei-Länder-Projekt Eisenstraße 1998«!

Ist es Torschlußpanik einer bislang vom Für und Wider des modernen Tourismus ausgeschlossenen Region? Sind es Modetrends bzw. Hirngespinste Einzelner? Oder ist es wirklich der Beginn einer Entwicklung des Landes im Dreiländereck Niederösterreich-Oberösterreich-Steiermark zu einer kulturellen und touristischen »Europaregion Eisenwurzen«?

Nun, vor allen wirtschaftlichen und anderen Überlegungen steht — zumindest im Sinne der Gründer — noch immer der laut Statuten ausgewiesene Zweck des Vereines: »Erhaltung und Förderung montanhistorischen Kulturgutes«. Was nach Meinung aller Verantwortlichen gleichzeitig jedoch starker Positionierungen, wie Abwiegen der einzelnen Faktoren in ihrem gegenseitigen Nutzen, breiter privater sowie idealistischer Initiativen, aber vor allem auf gesunder Basis ruhender, alternativer Finanzierungsprogramme bedarf. — Daher der von Anbeginn verfolgte Weg der Öffnung, die Einladung an Tourismusverbände, ihrerseits das Produkt zu nützen und dieses thematisch interessierten Besuchern zusammen mit kulturellen High-Lights, intakter Umwelt sowie hoher landschaftlicher Attraktivität anzubieten: Hier Eisen und Natur noch erleben zu können, abseits ausgetretener Pfade. Ebenso z.B. an Unternehmen, sich die Individualität eines neuen Namens nutzbar zu machen; sie jedoch nicht nur als Geldgeber, sondern auch wegen der Infrastruktur, des Know-Hows und der Kontakte mit Partnern, einzubeziehen. Letztlich aber stehen und standen die Zusammenarbeit mit öffentlichen Stellen, der Presse, der regionalen Tourismuswirtschaft sowie Tätigkeiten als Initialzünder im Bereich der Gastronomie, von Schulen, Künstlern, Kunsthochschulen aber auch privaten Objekteignern, mit an oberster Stelle aller vom Verein sich selbst gestellter Aufgaben.

Erste sichtbare Erfolge in Form fertiggestellter Projekte, zunehmender Einbindung der Wirtschaft und des Tourismus, aber vor allem der Weiterentwicklung der Idee Eisenstraße unter größtmöglicher Teilnahme der Bevölkerung von innen heraus, stellten sich ein. Parallel mit den Partnervereinen »Eisenstraße OÖ« und »Steirische Eisenstraße«, und, um Überschneidungen zu vermeiden, von übergeordneter Stelle koordiniert, arbeitete man in einer offenen, ein Jahr dauernden Ideenfindungsphase unter Mitwirkung von über einhundert interessierten Einheimischen vorerst an einem Rahmenkonzept zum niederösterreichischen Anteil am »Drei-Länder-Projekt Eisenstraße 1998«. Als nach der bei der NÖ Landesregierung im April 1993 erfolgten Einreichung die Aussage von Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll, in der Eisenstraße eines der drei wichtigen kulturellen und touristischen Projekte des Landes Niederösterreich (neben dem »Archäologischen Park Carnuntum« und dem »Kulturpark Kamptal«) zu sehen, große Hoffnungen weckte, setzte man das Begonnene fort. Immer mehr wurden die nun zu konkretisierenden Projekte zu jenem mit Detaileinreichungen aller Mitgliedsgemeinden versehenen 220 Seiten starken Konvolut, das, als auf das Jahr 1998 hin ausgerichtetes »Operationelles Programm des Themenparks NÖ Eisenstraße/Bereich Infrastruktur«, von Verantwortlichen des Vereines sowie 17 politischen Repräsentanten der gesamten Region Ende Mai dieses Jahres der NÖ Landesregierung abermals vorgelegt wurde. Konkret handelt es sich dabei um 18 Projekte im Bereich Schaubetriebe, Museen und touristische Infrastruktur, die durch 13 Eisenstraßen-Themenwege, mehrere Präsentationspunkte sowie in publizistischer Form begleitet, zueinander in Bezug gesetzt werden sollen. Sie entsprechen sowohl dem bereits im Rahmenkonzept festgelegten Generalthema »Der Mensch in Abhängig-



keit vom Eisen«, wie dem der drei thematischen Kleinregionen »Vom Eisengewerbe zur Industrie« (Mittleres Ybbstal), »Frächter, Köhler, Hammerherren« (Oberes Ybbstal) sowie »Bauern und Handelsherren« (Erlauftal), binden die bereits fertiggestellten bzw. in Realisierung begriffenen Attraktionen an der NÖ Eisenstraße ein und sind in jeder Hinsicht auf die künftige Vernetzung durch Bildungsprogramme, Veranstaltungen und touristische Angebote an der gesamten

»Österreichischen Eisenstraße«

ausgerichtet.

Dem schon bei der Gründung fixierten Ziel des Vereines, alle seine regionalen Planungen mit denen seiner Partner in Oberösterreich und der Steiermark abzustimmen, wurde damit Genüge getan. Daneben entspricht das Ganze in seinem Aufbau jenen im Sinne der Regionalisierungsbestrebungen des Landes Niederösterreich von ECO PLUS bisher intensiv unterstützten Vorhaben, fügt sich mit seinem Programm in das neue Tourismusleitbild »Niederösterreich 2001« und könnte als Teil eines regionalwirtschaftlichen Konzeptes des Landes Niederösterreich für das »Ziel 5b-Gebiet Mostviertel — Eisenwurzen« Grundlage für den Zufluß von EU-Fördermitteln sein.

Die Verwirklichung des bereits im Dezember 1992 beim Europarat eingereichten Projektes einer **»Europäischen Eisenstraße«** (= größter geplanter Kulturweg Europas) ist, nach seiner in Kürze zu erwartenden Anerkennung, der nächste Schritt. Ihn mitzutun, wird Österreich mit »Ostarrichi 1996« und dem »Drei-Länder-Projekt Eisenstraße 1998« bereits demnächst gefordert sein.

Informationszentrum Staning



Anmeldungen bei **Enns**kraft Pressestelle

Tel. 07252 / 81122-414 oder 07252 / 37431

Ennskraft Strom aus Wasserkraft